

Arbeiterzeitung

Wochenblatt für das werktätige Volk * Mit der Beilage „Die Quelle“

Bezugsbedingungen: Für Deutschösterreich monatlich S 1—, vierteljährlich S 3—, Einzelnummer 25 Groschen
Es wird gebeten, das Abonnement im voraus zu bezahlen
Telephon: St. Pölten Nr. 76 * Postcheckkonto 175.831

Amstetten-Waidhofen
13. April 1928

Redaktion und Verwaltung: St. Pölten, Heßstr. 6
Unfrankierte Briefe können nicht angenommen werden
Anonyme Zuschriften können nicht berücksichtigt werden
Telephon: St. Pölten Nr. 76 * Postcheckkonto 175.831

Niedrige Löhne sind Diebstahl an der Allgemeinheit.

Den österreichischen Unternehmern ins Stammbuch!

Noch nie ist der Politik der niedrigen Löhne von offizieller Seite, und zwar von einem Minister einer hochbürgerlichen und ausgesprochenen kapitalistischen Regierung, ein solcher Schlag verfehlt worden wie durch den Jahresbericht des Arbeitsministers der Vereinigten Staaten, Davis, der schlechte Löhne einfach „als Diebstahl am Publikum“ bezeichnet. Wir entnehmen den Ausführungen folgende charakteristische Stellen:

Lohnherabsetzungen bedeuten schlechte Geschäfts- und Wirtschaftspolitik, gleichviel ob es sich um allgemeine Lohnherabsetzungen oder Lohnver Kürzungen in einer gegebenen Industrie handelt. Oft wird gesagt, daß die Löhne herabgesetzt werden müssen, wenn wir den Verkauf unserer Güter auf fremden Märkten steigern wollen. Die Antwort lautet, daß wir bei solchen Lohnreduktionen unseren gewinnbringenden Innenmarkt um vieles mehr schwächen, als wir die viel unsicheren Gewinne durch Verkauf auf fremden Märkten erhöhen. Die Erfahrung hat selbst dem oberflächlichsten Beobachter die Falschheit zahlreicher der schlechten Wirtschaftspraktiken der Vergangenheit offenbart. Die Politik der niedrigen Löhne ist am jämmerlichsten zusammengebrochen. Selbst ein Dummkopf muß den Wahnsinn der Lösung der Kaufkraft des größten Käufers, des Arbeiters, auf dem Innenmarkt einsehen, der keineswegs einen nur geringen Teil unseres nationalen Reichtums und unserer nationalen Wohlfahrt ausmacht. Keine Gegend des Landes, wo niedrige Löhne üblich sind, ist so wohlhabend wie jene Gebiete, wo hohe Löhne gezahlt werden. Der Unternehmer, der die Löhne herabsetzt, sei es aus egoistischen Gründen oder weil er denkt, es sei eine gute Geschäftspraxis, ist kein guter Geschäftsmann und arbeitet

gegen sich selber. Es mag ihm während einer gewissen Zeit gelingen, einen niedrigeren Lohn zu zahlen, als für den Lebensunterhalt des Arbeiters nötig ist, er läßt damit jedoch lediglich der Allgemeinheit als Ganzes die Last auf, in Form unbezahlter Rechnungen für Lebensmittel und Kleidungsstücke den Lohn zu tragen, den er selber zahlen sollte. Um es offen zu sagen, er begeht damit einen Diebstahl an der Allgemeinheit. Die Zeiten sind vorbei, wo irgendein Unternehmer als klug oder schlau betrachtet wurde, der die Lohnsätze zu drücken versuchte. Ein solcher Unternehmer ist nicht ein kluger Geschäftsmann, sondern ein Parasit an der Allgemeinheit. Die öffentliche Meinung wird ihn zwingen müssen, einen anständigen Lohn zu zahlen oder aus dem Geschäftsleben auszuschleiden.“

So die wörtliche Äußerung eines Ministers, und zwar eines Ministers, der einer streng kapitalistischen Richtung angehört! Wer Phantasie hat, möge es sich vorstellen, daß einmal ein Seipelinminister, so zum Beispiel der Handelsminister Dr. Schürff, eine solche vernünftige Rede hielt. Doch warum soll übrigens ein Minister klüger sein, als die österreichischen Industriellen und Kaufleute selbst. Die ganze Kunst der Unternehmer erschöpft sich hierzulande in dummen und verlogenenem Geraunze über „sozialpolitische Lasten“, im Kampfe gegen die Schutzgesetze für Arbeiter und Angestellte und im Niederhalten der Sozialversicherung! Man liebt es in Österreich, Löhne bis zum Verhungern der Arbeiter und Angestellten schon deshalb herabzudrücken, um dann über die im Verhältnis zum herabgedrückten Lohn „so hohen sozialen Lasten“ deklamieren zu können.

Christliche und völkische Gewerkschaften Steiermarks gegen die Heimwehren.

Die Stellungnahme eines christlichen Gewerkschaftsfunktionärs.

Es wurde in einer in der letzten Woche stattgefundenen Vollziehung der Kammer für Arbeiter und Angestellte Steiermarks die Frage der Tätigkeit des Heimatschutzes im obersteirischen Industriegebiet erörtert. Von allen Seiten wurde das Vorgehen der Heimwehren als eine Bedrohung des Arbeitsfriedens bezeichnet. Es wurde schließlich einstimmig eine Resolution angenommen, die sich in scharfer Weise gegen die Tätigkeit der Heimatschutzverbände wendet.

Dieser Umstand gewinnt dadurch an Wichtigkeit, daß sich die in der Arbeiterkammer vertretenen christlichen und deutschvölkischen Gewerkschaften dem Standpunkte der Sozialdemokraten vorbehaltlos angeschlossen haben.

Die Stellungnahme der nichtmarxistischen Gewerkschaften gegen die Heimwehren datiert schon seit längerer Zeit. Im Dezember des Vorjahres nahm der Deutschvölkische Gewerkschaftsbund, dem der in Steiermark sehr starke D. S. V. (Deutscher Handels- und Indu-

striangestellten-Verein) angehört, Gelegenheit, die Heimatschutzorganisationen davor zu warnen, sich zu einer einseitigen Interessensvertretung der Unternehmer umzubilden. Seitdem wurde es der Leitung des obersteirischen Heimatschutzes von den Christlichsozialen verübelt, daß der Heimatschutz bei den Krankenkassenwahlen in Donawitz, die kürzlich stattfanden, mit einer eigenen Liste vorgegangen war, die notwendigerweise zu einer Verringerung des Stimmenbestandes der bürgerlichen Parteien führen mußte. Auch der jüngst abgehaltene christlichsoziale Parteitag wandte sich gegen die Auswüchse der Heimwehrbewegung.

Sekretär Müller sagt: Christliche Arbeiter werden terrorisiert.

Der Heimatschutz gründete außerdem in Obersteiermark unter der Leitung von Betriebsingenieuren und mit dem Gelde der Unternehmer eigene Gewerkschaften, in die die Heimwehrmitglieder einzutreten verhalten werden. Für die Stimmung in der christlichen Gewerkschaft ist die Äußerung des Sekretärs der christlichen Gewerkschaften, Johann Müller, der auch Mitglied der Arbeiterkammer ist, bezeichnend. Müller sagte: „In Bruck a. d. Mur, Kapfenberg, Donawitz und Zeltweg mußten in die neuen Gewerkschaften Arbeiter eintreten, die bisher christlich organisiert waren. Ich muß sagen, daß

Mit den Gendarmen bei der Sonnblickkatastrophe

Von Oberst a. D. Georg Bilgeri

Der Schrecken der Schlösser Dienstbotenelend auf dem Dorfe Alles auf Raten! Schwester Oberin und die Kaze (Im Innern des Blattes.)

Unsere Beilage „Die Quelle“ bringt u. a.: Das Geschäft mit einer Toten. — Wettfahrt mit Tod und Teufel.

der Übertritt dieser Arbeiter in die Heimwehrorganisationen unter Androhung von Zwangsmitteln erfolgt, die als Terror anzusprechen sind.“

Der Ausbau des Sicherheitsdienstes in Niederösterreich.

Landesrat Schneidmahl fordert Abbau des Sanierungskollers.

Unter dem Vorsitz des Landeshauptmannes Dr. Buresch fand am 4. d. M. eine mehrstündige Sitzung der n.-ö. Landesregierung statt. Es wurden in der Beratung sowohl der vorwöchige Überfall der Autobanditen in Ybbs, wie auch die Tatsachen vorgebracht, daß sich in der letzten Zeit einige Brände ereigneten, welche Fälle alle den Beweis erbrachten, daß der Sicherheitsdienst nicht in dem Maße funktioniert, wie er es sollte, weil eben allzuweitgehende Sparmaßnahmen getroffen wurden. Die Anregungen, die Landesrat Schneidmahl gab, fanden allseits Zustimmung. Landeshauptmann Dr. Buresch versicherte, daß alle Schritte unternommen werden, um eine Besserung im Sicherheitsdienst des Landes Niederösterreich herbeizuführen. Er werde bereits in der nächsten Zeit bei der Bundesregierung vorprechen, und auch mit den übrigen hier in Betracht kommenden Faktoren Konferenzen abhalten, sowohl der Wachtmeister der Sicherheitsorgane des Landes, als auch der telephonische Dienst ausgebaut werden. Es sei das Bestreben vorhanden, in allen Orten, wo sich öffentliche Telefone befinden, Nachtstationen einzuführen. Außerdem werden Erlasse hinausgegeben, mittels welchen die Bewohner aller Orte von den diensthabenden Stellen des Sicherheitsdienstes und des Telephondienstes in Kenntnis gesetzt werden, damit im Bedarfsfalle von diesen Einrichtungen sofort Gebrauch gemacht werden kann. Diese Maßnahmen setzen aber auch Vereinbarungen mit der Telegraphen- und Telephonverwaltung voraus, zu welchem Zwecke auch Konferenzen mit der Generaldirektion des Post-, Telegraphen- und Fernsprechwesens stattfinden werden.

Der Wert der Arbeitspause.

Der Wert einer Tasse Tee wurde in einem Bericht des englischen „Industrial Fatigue Research Board“ ins rechte Licht gerückt. Eine Industriefirma, die Arbeiterinnen beschäftigte, gewährte diesen am Vor-

und Nachmittag je 15 Minuten Pause. In der Pause erhielten die Arbeiterinnen in der Kantine unentgeltlich je eine Tasse Tee. Die Arbeitsleistung war nicht nur beständiger und höher, auch die Zahl der Arbeiterinnen, die im Laufe des Jahres ihre Stellung wechselten, ging bedeutend zurück. Sie betrug im Durchschnitt nur 25 Prozent. Bei einer anderen Gesellschaft, die nur je drei Minuten Pause gestattete und eine Tasse Tee lieferte, wechselten 42 Prozent der Beschäftigten ihre Stellung. In einer dritten Firma, die weder Pause gestattete, noch Tee lieferte, erhöhte sich dieser Prozentsatz auf 94!

50.000 Selbstmorde jährlich in Europa.

In Genf wurde dieser Tage die offizielle Selbstmordstatistik in den europäischen Staaten veröffentlicht. Aus dieser geht hervor, daß in Europa durchschnittlich 50.000 Selbstmorde jährlich verübt werden. An erster Stelle stehen Ungarn und die Tschechoslowakei mit 26 Selbstmorden auf 100.000 Einwohner, dann folgen Deutschland mit 23, Österreich mit 22, Frankreich mit 17, Estland mit 15, Schweden und Dänemark mit je 14, Finnland mit 11, Großbritannien mit 10, Italien mit 8, Holland mit 6, Norwegen mit 5 und Spanien mit 4 Selbstmorden auf 100.000 Einwohner. Als Hauptursachen werden angegeben materielle Not, Religiosität, Verzweiflung infolge unheilbarer Krankheiten usw. Die Selbstmorde aus unglücklicher Liebe sind in der Nachkriegszeit bedeutend zurückgegangen.

Schnittarbeit für Kleinhäuser in Niederösterreich.

Schon im Vorjahre wurden unter Beihilfe der n.-ö. Landes-Landwirtschaftskammer Arbeitskräfte aus den höheren Lagen als Getreideschnitter in das n.-ö. Flachland gebracht. Durch Vermittlung von 1169 Personen ist damit das österreichische Wanderschnitterwesen neu belebt worden, wodurch ausländische Arbeitskräfte erspart wurden und der gute Arbeitsverdienst — es handelte sich im Vorjahre um mehr als 150.000 Schilling — hauptsächlich Kleinhauslern der ärmeren Gegenden des Inlandes, also der eigenen Volkswirtschaft zugute kamen. Auf Grund des durchschlagenden Erfolges der vorjährigen Aktion wird nun diese Aktion heuer wiederholt. Mit der Durchführung wurde kürzlich von der n.-ö. Landes-Landwirtschaftskammer, der österreichischen Land- und Forstwirtschaftsgesellschaft und der burgenländischen Bauernkammer neu errichtete „Landwirtschaftliche Arbeitsamt für Niederösterreich, Wien und Burgen-

land* betraut. Die Landwirte können sich zur Bestellung von einheimischen Schnittern in der auf jeden Gemeinde aufliegenden Liste eintragen. Dann wird der Arbeitsvertrag gegen Ertrag einer Kautions von 3 Schilling, in Niederösterreich durch den Sekretär der zuständigen Bezirksbauernkammer, im Burgenland durch den landwirtschaftlichen Referenten, bei der Bezirkshauptmannschaft ausgefertigt. Der Schnitt kann nur im Akkord vergeben werden und bekommen die Schnitter dafür freie Verpflegung und einen Barlohn nach dem Durchschnitt der letzten Jahre. Der Landwirt erfährt ca. zwei Wochen nach der Bestellung die Adresse seines Schnitters und kann ihn zu Entschädigung einberufen. Die Vormerkung von arbeitssuchenden Schnittern erfolgt ebenfalls zuerst in einem Anmeldebogen der Gemeindekanzlei. Daraufhin wird der Ertrag einer Kautions von je 1 Schilling jede einzelne Person vom Sekretär der Bezirksbauernkammer bzw. dem Referenten bei der Bezirkshauptmannschaft (Burgenland) genau vorgemerkt. Neben freier Verpflegung und Vergütung der Fahrtspeisen besteht in der Schnittzeit eine Verdienstmöglichkeit von 200 bis 300 Schilling pro Schnitterpaar. Nach Unterfertigung des Arbeitsvertrages fährt jede Gruppe nach Erhalt des Adresses zur Entschädigung mit einer Fahrtausweisung ohne jedes Risiko zum Arbeitsort. Das „Landwirtschaftliche Arbeitsamt“ (Wien, I., Minoritenplatz 3, Tel. 64200) wird bei der Vermittlung besondere Begünstigungen gewähren. Der Termin für die Vornahme von Bestellungen für Schnitter und Vormerkung als Arbeitssuchende kann auf Grund der zahlreichen Voranmeldungen nur bis 15. Mai 1928 erstreckt werden.

Nach fünf Jahren Freiheit.

Aus G a m i n g wird berichtet: Am 29. v. M. wurde der aus der Zwangsarbeitsanstalt in Korneuburg im Jahre 1923 entwichene Josef Schwab von der Gendarmerie Gamling wegen Betruges verhaftet und dem Bezirksgericht Gamling eingeliefert. Schwab hatte sich seit dem Jahre 1924 unter dem falschen Namen Franz Koller, Hilfsarbeiter aus Wien, im genannten Postenrayon aufgehalten.

Von einem Motorrad niedergestochen.

Aus Loosdorf wird berichtet: Am 4. d. M. gegen 18 Uhr stieß der Motorradfahrer Anton Kittenberger, der auf dem Soziusitze seinen Vater mitführte, nächst dem Schulgebäude in Loosdorf die vierjährige Eleonore Faur nieder, wobei sie am Kopfe mehrere Verletzungen erlitt. Gegen Kittenberger wurde die Anzeige an das Bezirksgericht in Melk erstattet.

Man reißt sich um ihn!

Aus Loosdorf wird berichtet: Am 13. März wurde der von der Gendarmerie Eggenburg wegen Betruges und von der Gendarmerie Radstadt wegen Verübung einer 24stündigen Arreststrafe gesuchte 27jährige Hilfsarbeiter Johann Haumer aus Wien verhaftet und dem Bezirksgericht Melk eingeliefert.

Ein Besuch im bestbekanntesten Fahrradhaus Strobl, St. Pölten, Schießstättpromenade 9, gibt Ihnen Beweis, wie günstig Sie Fahrräder Nähmaschinen und Nähseperatoren auf bequeme Zeitabzahlungen bei dieser Firma kaufen. (Einzelstück)

Notizen der Woche.

Der Kulturpionier. — Von Iustus Cäsar bis Rammelmeier. — „Präsenziert!“ — Und nochmals die Baker. — Die Urgermanen.

Ein Gelegenheitspielmacher namens Tanager hat ein „Volksstück“ geschrieben „Der Sokoloff“. Das Stück, das kräftig gegen die Slovenen heßt und für die hakenkreuzerische „Südmarch“ agitieren soll, ist eines jener Nachwerke, ohne die des Speichers Herz nicht sich erheben kann, sowie er auch auf die „weißen Maderln“ und die „Veterana“ nicht zu verzichten vermag. Nun wird aber in einer Besprechung des Stückes in der „Linzer Tagespost“ — und darum erwähnen wir die Sache überhaupt — wieder einmal verurteilt, wie es um die geistige Einstellung dieser Bürgerlichen und ihrer Nachläufer steht. In der Inhaltsangabe heißt es nämlich:

Ein Attentat des jungen Mannes gegen den Pionier deutscher Kulturarbeit in dem kleinen Orte, den Fabrikdirektor Wiltner wird durch die Treue einer kroatischen Dienerin hintangehalten.

Nicht anders denkbar: Der Fabrikdirektor (womöglich einer, der die zwar andersnationalen aber dafür recht billigen Arbeitskräfte importiert) ist natürlich der „Pionier der deutschen Kulturarbeit“ und die „Krowotin“ darf die „treue Dienerin“ sein. Das war doch einer der Gründe, warum die nationalen Gegenstände nach dem Kriege ringsum Österreich sehr zu Schaden der deutschen Bevölkerung sich jetzt auswirken. Der

Mit den Gendarmen bei der Sonnblieckkatastrophe.

Von Regierungsrat Oberst a. D. Georg Bilgeri.

Auf dem Wege zur Unglücksstelle.

Am 21. März um 15 Uhr erhielt ich vom Landesgendarmeriekommando Salzburg die telephonische Verständigung, daß am Sonnblieck, oberhalb Kolm-Saigurn, 17 Mitglieder der Naturfreunde von einer Lawine in die Tiefe gerissen worden sind.

Der orkanartige Schneesturm sowie der Umstand, daß wir die Bockhartsharte erst bei Einbruch der Dunkelheit erreichen können, konnte meinen Entschluß nicht ändern, obwohl der Gendarmerteichoalpinismus erst am Nachmittag von einer Übungstour auf den Kreuzkogel zurückgekehrt war.

Schon der steile Aufstieg zum Bockhartsee ließ erkennen, daß der Übergang sich schwierig gestalten wird. Die Wucht des Schneesturmes hatte eher zugenommen wie abgenommen. Wiederholt mußten wir uns niederlegen, um nicht vom Sturm fortgerissen zu werden. Trotzdem erreichten wir um 21 Uhr 15 Minuten als erste der aufgebotenen Rettungsabteilungen wohlbehalten Kolm-Saigurn.

Ich setzte mich sofort mit dem Jäger, der nachmittags und noch bei Tageslicht die Lawine abgesehen hatte sowie mit einem der Vier, die sich aus der Lawine retten konnten, in Verbindung. Auf Grund dieser Berichte und nach reiflicher Überlegung mußte ich zu der Überzeugung kommen, daß eine Rettung aussichtslos sei und es sich nur mehr um eine Bergung handeln kann. Daher nahm ich von einer sofortigen Aktion noch in der Nacht Abstand.

Die Bergungsarbeiten.

Die im Naturfreundehaus befindlichen Rettungsabteilungen sind kurz vor uns zur Unfallstelle aufgebrochen. Dort haben sie aus der Lawine eine Hand herausragen,

die leider beim Abfluchen der Lawine am vorhergehenden Nachmittag, nur wenige Stunden nach dem Unglücke, nicht bemerkt wurde — und begannen sofort mit der Arbeit. Bei meinem Eintreffen mit der Gendarmerie hatten sie bereits einen Verschütteten ausgegraben. Nachdem ich alle Vorfragen geäußert hatte, um sicher zu sein, daß die Rettungsabteilungen nicht durch neue Lawinen gefährdet werden können, beorderte ich die Gendarmerteilung unter Kommando des Oberinspektors Albert mit dem Auftrage zur Fundstelle, durch systematische Anlage von Suchgräben und entsprechendes

Sondieren die Rettungsabteilung zu unterstützen. Ich selbst stieg mit Versührer Lackner aus Kolm-Saigurn, der mich an Ort und Stelle über seine am Vortage gemachten Beobachtungen informierte, bis zur Längsmitte der fast einen Kilometer langen Lawine an, um mir den nötigen Überblick zu verschaffen. Im Laufe des Vormittags gelang es den zivilen Rettungsabteilungen insgesamt zehn der Verschütteten zu bergen. Sie lagen ganz nahe beieinander, ja sogar übereinander. Es war ein furchtbar trauriger Anblick

diese jungen, kräftigen Männer so regungslos im Schnee liegen zu sehen. Eines war nur fröhlich, sie zeigten alle, ohne Ausnahme, einen friedlichen Gesichtsausdruck, ein Zeichen, daß der weiße Tod sie so rasch ereilt haben mußte, daß sie wohl kaum zum Bewußtsein ihrer gefährlichen Lage gekommen sein konnten.

Aussichtslos!

Am 23. März suchten wir den ganzen mittleren Teil der Lawine mit Sonden ab und zogen noch eine Reihe weiterer Suchgräben. Leider wieder erfolglos. An diesen Arbeiten haben sich die Mitglieder der „Naturfreunde“ in aufopferndster Weise beteiligt, obwohl sie die Nacht vorher auf der Reise zubrachten und den anstrengenden Marsch nach Kolm-Saigurn hinter sich hatten. Abends langte Gemeindefrat Reisinger aus Wien, Mitglied des Zentralauschusses der „Naturfreunde“ mit einer weiteren Hilfsmannschaft in Kolm-Saigurn an.

Am 24. früh setzte ich im Vereine mit dieser neuen Hilfsmannschaft die Arbeit fort. Es wurde nun der unterste Teil der Lawine (1750 m) mit Sonden durchsucht und an den tieferen Stellen, für die die Sonden nicht ausreichten, wieder Suchgräben gezogen. Als auch hier die Vermissten nicht gefunden werden konnten, ließ ich den restlichen Teil der Lawine bis zur Abbruchstelle unterhalb des Neubaus (2100 m) ebenfalls mit Sonden absuchen. Ich wollte nichts unversucht lassen, um die drei Vermissten doch noch zu finden.

Nur schweren Herzens habe ich mich der Einsicht unterordnen müssen, daß bei den gegenwärtigen Schneeverhältnissen jede weitere Arbeit nutzlos sei, weil es unmöglich war, bei der großen Ausdehnung der Lawine dieselbe in ihrer Gesamtheit zu durchschaufern.

War das Unglück zu verhüten?

Es herrschte am 20. und 21. März ein furchtbarer Sturm mit geringem Schneefall.



SO GUT WIE FRISCHE BUTTER, ABER VIEL BILLIGER. CENTRA A. G. WIEN II.

Der Sturm, der zuerst von Südwest, dann von Süd kam, ließ den wenigen Schnee nicht auf alle Flächen gleichmäßig verteilt niedersinken, sondern trug ihn auf wenige windgeschützte Stellen zusammen. Man darf sagen, daß gerade am Sonnblieck neun Zehntel der Schneeflächen von Neuschnee und unbedeckt und verharstet blieben, während

auf einem Zehntel die gefallene Schneemenge sich ansammelte.

So hat sich bei der Gabelung des Majchintales und des vom Neubau herabführenden Tales eine ziemlich große Schneemasse angeheftet und bildet eine Schneewehe, die besonders bei unsichrigem Wetter, wie es am 21. der Fall war, sehr leicht als natürlicher Rutsch angefaßt werden konnte. Nur so kann ich es mir erklären, daß die Bergungslücken, die alpine Erfahrung hatten, diese Schneewehe betreten haben. Durch die Last der 17 Personen und dadurch, daß durch ihre Fußspur die Spannung der Schneedecke und der Zusammenhang mit dem oberen Teile unterbrochen wurde, mußte die Schneemenge, die auf glatter Unterlage sich befand, ins Gleiten kommen. So absurd es klingt, geschah das Unglück nur dadurch,

weil sehr wenig Schnee gefallen war, wodurch die Umgebung der Schneewehe von Neuschnee frei und glatt verharstet blieb, daher die Lawine auf dem nicht steilen Grund des Majchintales keinerlei Hindernis oder Widerstand fand.

Der Vorgang bei der Loslösung der Lawine dürfte nach den Aussagen der

nachmitt. wird er am Ende noch entdecken, daß die weitaußen meisten Menschen gänzlich unbekleidet so gegen Mitternacht das Licht der Welt zu erblicken pflegen. Und sicherlich war er oder einer seiner Freunde in der Bakerreue denn er konstatiert mit stichtlicher Entrüstung, daß „die Leute hineingelegt wurden, weil die Josefine gar nicht nackt aufgetreten ist“.

Da zählt so ein Hakenkreuzler die hohen Eintrittspreise und kann sich dann nicht einmal (natürlich: fittlich) aufregen! Der Bubikopf wird also jetzt für „raffisch zulässig“ erklärt werden. Die Begründung ist nicht ganz deutscher Art angemessen: „Sonst laufen uns die Mädel alle zu den Sozialdemokraten“. Man paßt sich der Konkurrenz an. So sehr, daß auch die Negerlänze germanischen Kriegstänzen nicht mehr widersprechen sollen. Nichts Rede ist jedenfalls wieder die Bestätigung des alten Sages: Sittlich ist immer das, was man so dafür hält. Aber Nacht ist der Allerwerteste der Mulattentänzerin keine sittliche Gefahr mehr und Bubikopf und Kenntnis mondäner Tänze wird in den eisernen „Geistesvorrat“ der Diätwarte einzutreten. Ja, ja die Konkurrenz! Ob die nationalsozialistische Partei damit zu retten sein wird? Wir möchten es bezweifeln.

Der Kapfenberger tschechische Unterstützungsverein, der ganze 45 Mitglieder zählt, wollte kürzlich einen Familienabend abhalten. Die Deutschnationalen erhoben bei der Bezirkshauptmannschaft Einspruch. Es genügt die Namen der völkischen Deputation zu verlautbaren: Smercek, Meas, Lipinski, Sajomik, Pavliska, Kovaric und Turnosky.

deutsche Bourgeois war genau so intransigent, genau so unduldsam und brutal, wie heute in der tschechoslovakischen Republik der tschechische Bürger. Und immer ist der Bourgeois die „Stütze der Nation“ und die Proleten der anderen Nation sind in seinen Augen nur das Mistbeet, aus dem seine Macht in die Halme schießen soll.

Die Bozener „Königl. Präfektur“ gab ein Dekret heraus, in welchem es heißt:

Der Schreibname des Herrn Josef Rammelmeier wird auf die italienische Form Romano mit allen gesetzlichen Folgewirkungen zurückgeführt.

Romano! Ob der Rammelmeier begeistert sein wird, seinen aldehydwürdigen Raminchennamen angebracht zu haben, wissen wir nicht. Iustus Cäsar und alle die „offen Römer“ müßten, fernerne das nicht aus mancherlei Gründen unmöglich wäre, im Grabe sich umdrehen, weil ihre Heroen-Ramenslegion nun zur Fortpflanzung eines — eben eines Rammelmeiers bedarf. Der Chauvinismus, den die Unterläufeln des paratürkischen Diktators von Italien praktizieren, macht sich lächerlich wie kein Nationalismus je zuvor.

In einem großdeutschen Provinzialblatte wurde dieser Tage mit heller Begeisterung vermerkt, daß die ausgerückte Ehrenkompagnie

in der Öffentlichkeit zum erstenmale die Ehrenbezeichnung mit dem Gewehrgriffe „Präsenziert!“ durchführte. Dieser schöne Paraderiff, der, wie kein anderer, einer strammen

Truppe Gelegenheit bietet, ihr Können zu zeigen, wurde 1889 in der alten Armee abgeschafft. Es erregte damals unter den alten Militärs nicht geringes Kopfschütteln, daß die traditionsstolze Armee auf diesen uralten überkommenen Griff, als einzige unter den großen Militärmächten verzichtete“.

Darum und nur darum sicherlich haben wir der Weltkrieg verloren. Diesen schönen „Griff“, der lebhaft erinnert an das Kommando: „Schön aufwarten!“ die Republik, sie hat ihn wieder....

Für Bubikopf, für die modernen Tänze und schließlich sogar für die kaffeebraune Josefine brach dieser Tage niemand anderer eine hecke Lanze als der Dr. Waltherr Riehl. Wochen hindurch waren seine Edelinge und Schildknappen auf dem Kriegspfade gewesen und hatten die diversen nackten Büsen und Hüften auf Kino- und Varieteleplakaten übermalt. Wenn die Hakenkreuzbuben dergestalt sexuell sich ausleben wollten, wenn ferner die Plakatierungsanstalten sich das gefallen lassen, uns kanns recht sein. Vielleicht findet sich aber ein heller Kopf, der einfach weiße Papierbogen schwarz oder grau beschmiert und also spekuliert: Wenn das Publikum dann davor steht, wird es sich schon denken: „Ah was für nacktes Fleisch wird da drunter zu sehen gewesen sein!“ Billigste Reklame, man erspart den Maler und den Buchdrucker! Aber der Riehl! Jetzt entdeckt der gar, daß „die alten Germanen im Sommer nackt herum gingen“. Die alten Germanen werden es wahrscheinlich nicht gewesen sein, denn „wenn man älter wird, wird man ein wenig kälter“. Wenn der Dr. Riehl noch weiter

Überlebenden und nach meiner Beurteilung folgender gewesen sein: Die 17 Teilnehmer sammelten sich bei der Ankunft beim Radhaus, bevor sie in das Maschintal niederstiegen. Der Führer der Partie und noch drei, von denen einer, wie er erzählte, im unteren Teile aus der Lawine herausgeworfen wurde, stiegen mit einigen Schritten Distanz in das Maschintal ein und hielten sich ganz richtig auf dessen linker Seite. Auch der Abstieg im Talboden selbst wäre kein Fehler gewesen. Die übrigen Vierzehn folgten, nach ihrer Lage in der Lawine zu schließen, ziemlich aufgeschlossen nach. Von rückwärts soll nun den Vorangehenden zugerufen worden sein:

„Rechts halten!“

Ich vermute aber, daß dem Juruse keine Folge geleistet worden ist, weil der Gerettete aus der linken Seite der Lawine herausgekommen ist. Aus der Abbruchstelle der Lawine ist aber zu schließen, daß die Dreizehn irrtümlich rechts gegangen sind. Ich erkläre mir dieses vorzeitig nach rechts damit, daß sie die in der Marschrichtung links befindlichen Steilabstürze gegen Kohn-Saigurn unbedingt vermeiden wollten. Auch scheinen sie der Meinung gewesen zu sein, sich schon am Ende des Maschintales zu befinden, wo die Wegroule tatsächlich in beinahe rechtem Winkel nach rechts führt. Im Schneesturm, wo jeder Schritt erkämpft werden muß, ist es leicht möglich, daß man glaubt, eine größere Wegstrecke zurückgelegt zu haben, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Auch täuschte die Erweiterung des Tales bei der Einmündung des Tales, welches vom Neubau herunterfließt. Wahrscheinlich und leider bemerkten sie nicht, daß sie sich auf Windharschl bewegten, was aber in diesem furchtbaren Schneesturm zu beurteilen, oft für den gewiegtesten Alpinisten schwer ist.

Ich bin weit davon entfernt, den Armen Vorwürfe zu machen, sondern will nur untersuchen und überprüfen, wie solches Unheil zu vermeiden wäre. Es ist empfehlenswert, sei es bei Nacht oder Schneesturm, wie auch im Nebel, wo die Orientierung nur mit Kompaß und Höhenmesser möglich ist, sich der Kursstütze zu bedienen, die die Fehlungen und Irrungen in der Richtung, in der Höhenlage und in der Distanz, sicherlich nicht zugelassen hätte. Den Dahingegangenen auch vorzuwerfen, daß sie keine Distanz gehalten und keine Lawinschnüre verwendet hätten, wäre sehr sehr ungerecht, denn bei dieser geringen Reuschneemenge, die ja wie schon oben erwähnt, den größten Teil des Geländes frei ließ, bestand auf der normalen Route keine Lawinengefahr.

Ich will damit aber nicht sagen, daß Distanzhalten und Verwendung von Lawinschnüren

bei dem Unglücke nicht von großem Vorteile gewesen wäre, denn, wäre Distanz eingehalten worden, so hätten die Schneemassen jedenfalls nur einige in die Tiefe mitgerissen und der größte Teil wäre verschont geblieben. Diese hätten den Verschütteten sofort zu Hilfe eilen und sie vielleicht noch retten können. Auch das Auffinden der Verschütteten wäre bei Verwendung von Lawinschnüren bedeutend erleichtert worden.

Abgängig.

Man berichtet aus Loosdorf: Seit dem 2. d. M. ist aus seiner Wohnung in Loosdorf der 28-jährige Baharbeamte Anton Gebrofsky abgängig. Zweckdienliche Angaben über seinen derzeitigen Aufenthalt werden an den nächsten Gendarmereiposten erbeten.

Ein Auto fährt in das andere hinein!

Aus Traisen wird berichtet: Am 4. d. M. um 12.35 Uhr fuhr der Autobesitzer Alois M. aus Traisen mit seinem Lastauto von rückwärts in ein von dem Chauffeur Josef L. gelenktes Personenauto, das bei einer Kurve außerhalb Traisens anhält, um ein entgegenkommendes Fuhrwerk passieren zu lassen, hinein, wobei die im Personenauto sitzende Beamtin Grete E. eine Quetschung am Hinterhaupte und eine Nervenerkrankung erlitt. Der Benzintank, die Beleuchtung und die Erkennungszeichen des Personenautos, sowie der Kühler des Lastautos wurden beschädigt. Gegen den Lenker des Lastautos wurde die Anzeige erstattet.



Die handliche Form des neuen großen „Sunlight“-Stückes für die große Wäsche ist ein neuer Vorzug dieser bewährtesten aller Seifen. Sunlight-Seife schont die Wäsche.

Preis 50 Groschen.

SUNLIGHT

„Bei mir brauchen Sie kein Geld!“

Machala & Co.

Das Mündungsfeuer zweier Repetierpistolen hat mehr beleuchtet, als einen Anstaltsgarten. In dem Ausblitz stand der Schieber von anno 1928. Der Machala. Er hat nicht immer ein Auto, das die Unglückszahl XIII führt. Er erscheint aber auch leider nicht in der Einzahl in einem Orte. Er erinnert aber insofern an die Herrschaften der Jahre 1919 bis 1921, daß er seine „Operationsbasis“ in größeren Orten im Kaffeehaus etabliert, in der Zeit von 11 Uhr vormittags bis 3 Uhr nachmittags und von 4 Uhr ab spielt er „Kummg“. Seine Zeit sind die Stunden von 9 bis 11 und die Stunde von 3 bis 4 Uhr. Da ist er sicher, den Haushaltungsvorstand nicht anzutreffen. Dann kann er gerüstet mit der „Empfehlung der Frau Nachbarin“ sein Revier abgrasen. Wie war die Nachfrage nach Adressbüchern derart groß, als gegenwärtig. Das gehört zur Vorbereitung, das entspricht dem Rapport über den Wildstand, den der Oberförster seiner Durchlaucht in allen Zeiten vor Ausbruch zur Jagd zu erstatten pflegte. Machala weiß genau

wenn die Frau beim Kochen ist, da hat sie den Kopf voll.

Da sollen die Lebensmittel um die paar Schillinge oder Groschen langen, einige Stunden später etliche hungrige Mäuler zu stopfen. Da kommt ihr so recht zum Bewußtsein, was alles fehlt, wenn das eine Geschirrtuch schwarzig, das zweite in der Wäsche ist und das dritte des Fickens harrt. Und der Bub, wer weiß, ob die Hose sich noch wird flicken lassen. Das zweite Hemd des Mannes ist an der Achsel auch schon durchgewetzt und wie sie das vergessene Salz bei der Grelsterin holen will, entdeckt sie, daß die Schürze recht schadhast schon ist. Sie legt sie ab und bemerkt, daß im Wohnzimmer die Tischdecke wirklich schon „ein Graus“ ist, gerade so wie das Tuchentgrab die Federn bereits durchläßt. Alle Geister des arbeitsigen Haushaltes der Menschen, die „vor lauter Arbeit keine Zeit zum Verdienen

haben“, sind gegen 11 Uhr los. Der Machala kommt und sagt: „Eine Empfehlung von der Frau Pachtschek und Sie sollen sich was schönes anschauen. Nicht kaufen, wer redt denn vom Kaufen!“ legt er sofort begütigend hinzu. Er braucht in das Geschäft der abgekehrten Hausfrau nicht zu schauen, er kennt den abbreitenden, ordentlich Hilfe suchenden Blick im voraus.

„Anschauen kostet nichts!“

Der Koffer ist offen. Es ist unglaublich, was in dem Koffer eines Machalas alles hineingeht. Vielleicht liegt die Hälfte der Dinge, von denen im nächsten Augenblicke die Rede ist, nicht einmal wirklich da, sondern in der Geschwätzigkeit ausgebreitet, die sich vor der Hausfrau aufstut. „Ich weiß, Ihr Mann verdient fast nichts, es ist unglaublich, daß die Unternehmer nicht anständig zahlen!“ Niemand kann mehr etwas kaufen. Woher sollten sie das Geld nehmen? Ich zeig' Ihnen die Sachen, Sie werden seh'n, das alles brauchen Sie notwendiger als irgend etwas anderes. Weh Gott, mir geht's nicht besser als Ihnen!“ Und nun kommt die Aufzählung: einen Sohn läßt er studieren, der Onkel ist ganz erblindet, die Schwiegermutter ist schon sechsundvierzig Jahre lang tuberkulos und die Frau ist gerade den Tag zuvor von der Elektrischen überfahren worden. Angesichts dieser vollständigen Vernichtung einer ganzen Familie wird das Denken der Hausfrau abgelenkt von dem eigenen Elend. Hier hakt der Machala ein: „Bei mir brauchen Sie kein Geld! Ich schreib' jetzt zusammen, was wir alles brauchen und Sie werden zahlen, wenn Sie können!“ Die Frau weiß, daß sie in den drei Monaten oder gar sechs Monaten „Ziel“ so wenig zahlen kann, wie sie augenblicklich mit dem Wochenlohn schon ziemlich fertig ist bei aller Sparsamkeit. Während sie aber darüber nachgrübelt, ist der Bestellschein auch schon ausgefertigt. Mittlervelle ist's halb 12 geworden und

der Machala sagt: „Sie werden den Mann überraschen, unterschreiben's schnell!“

sonst kommt er noch daher

und sieht, daß Sie bei der Arbeit aufgehakt sind.“ Und wie bei einer guten Regie, fängt das eine Kind an zu schreien, das zweite trifft Anstalten aus dem Wagem zu fallen, die Milch geht auch über und mitten in dem schönen Brandgeruch unterschreibt die Frau mit einem Seufzer: „Daß ich schon eine Ruah hab von Ihnen!“

Machala zieht ab. Was schert ihn der Familienzwist, der ausbricht, wenn der Mann die Wochenrate berappen soll, was schert ihn, daß auf der Stirne der Frau eine Falte mehr sich einprägt

Die „Hyäne“ des wirtschaftlichen Leidenfeldes bestellt sich einen „Schwarzen“ und ein Paket Kummykarten

Die Straßenwärtler des Straßenbezirkes St. Pölten organisieren sich.

Der Straßenbezirk St. Pölten weist das größte Straßennetz in Niederösterreich auf, weshalb auch 87 aktive Straßenwärtler angestellt sind. Seit vielen Jahren war das Straßenpersonal, das ja immer unter Fuchtel eines christlichsozialen Landesmacht habers stand, ein bequemes, anspruchsloses Ausbeutungsmaterial, das auf Grund einer uralten Dienstordnung die geradezu drakonische Bestimmungen enthält, von den Vorgesetzten aller Grade geschubregelt wurde. In der Nachkriegszeit ist das aber auch anders geworden. Diese willenslosen, zur Untertänigkeit und unbedingten Kadavergehorsam gedrückten Arbeitsklaven verließen schließlich die ihnen von den christlichsozialen Landeshäuptling gnädig bewilligte Ständesorganisation, der die Aufgabe zugefallen war, Verbesserungen des Lohn- und Arbeitsverhältnisses hintanzuhalten und gründeten sich eine Kampforganisation, wie sie alle anderen Arbeiter- und Angestelltengruppen haben. Freilich, der damalige Straßenreferent, war dieser Neugründung spinnseind gesinnt und so versuchte er mit Hilfe seiner Getreuen, denen sich auch der damalige Obmann des Straßenwärtlervereines, Nationalrat Belkiner befand, wenigstens die Straßenbezirke im St. Pöltener Kreise vor der roten Hochflut zu schützen, indem den Organisationsbestrebungen der Straßenwärtler alle erdenklichen Schwierigkeiten gemacht wurden. Während bereits ein Großteil der Straßenbezirke in der neugegründeten Kampforganisation der Straßenwärtler stand und diese Erfolge um Erfolg heimtrugen, wurde der neuen Organisation doch selbstredend die weitgehendste Förderung und Unterstützung aller sozialdemokratischen Abgeordneten des n.ö. Landtages zuteil, gelang es immer noch, die Straßenbezirke, Amstetten, St. Pölten, St. Peter i. d. Au, Neulengbach, Scheibbs, Tulln und Haag, vom Anschluß an die neue Kampforganisation fernzuhalten. Und der damals noch allmächtige Zweihäcker mußte sogar eines Tages die Grenzen seiner Macht erfahren. Als einer der ältesten Straßenwärtler, ein Greis mit weißem Haar anlässlich eines Anlasses, das er vorbrachte, von dem Gewaltigen brüsk angegriffen wurde: „Stehen Sie halt ach, wenn Sie mit mir sprechen!“ drehte sich der der Alte um, krachte die Tür ins Schloß und ging seines Weges. Die Furchtjamen unter den Straßenwärtlern, die Zeuge des Vorfalles waren, beschloßen das Schlimmste. Es geschah aber nichts. Der Diktator hatte seinen Vandalen gefunden. Der Wahltag im April vergangenen Jahres brachte dem St. Pöltener Straßenbezirk eine sozialdemokratische Mehrheit und somit den Obmann und Kassier im Bezirksstrassenauschuss. Ende Februar fand eine Versammlung der Straßenwärtler in den Stadtsälen in St. Pölten statt, in welcher Landtagsabgeordneter Alois Menzastl die Notwendigkeit des Anschlusses des St. Pöltener Straßenbezirkes an die im Kleinbauernverband angeschlossene Straßenwärtlersektion klarmachte, worauf ein Werbekomitee gewählt wurde, welches die Gründung der Bezirksgruppe vorzubereiten hatte. Am 29. d. M. fand die Gründungsversammlung in den Stadtsälen statt. Nationalrat A. Duda, der Sekretär der Straßenwärtlersektion hielt ein ausführliches Referat. Da auch die christlichsozialen Straßenwärtler zu dieser Verammlung eingeladen waren, hatten sich unter Führung ihres Obmannes mehrere eingefunden. Der christlichsoziale Obmann bemühte sich darzulegen, daß seine Organisation sich redlich bemühe, eine Besserstellung der Bezirksstrassenwärtler zu erreichen, es sei aber derzeit unmöglich gewesen. Nationalrat Duda bemerkte daher in seinem Schlussworte mit Recht, daß dann die Straßenwärtler zur eine Pflicht zu erfüllen haben, der Kampforganisation geschlossen beizutreten, denn der christlichsoziale Straßenwärtlerverein sei, nachdem er von seinen eigenen Parteigrößen im Stich gelassen wird, geradezu ein Hindernis für die Besserstellung seiner Mitglieder. Die Konstituierung ging sodann glatt vor sich und wurden in die Leitung der neuen Bezirksgruppe der Straßenwärtler St. Pölten berufen: Obmann: Rubesch Johann, Vösendörfl b. Wilhelmsburg, Kassier: Bagerlmecht Josef, Meisters. Schriftführer: Spitzer Franz, Braunbaum Johann und Miltlinger Leopold als Ausschüsse. Die neue Bezirksgruppe beginnt sofort ihre Tätigkeit, da sich bereits 57 Straßenwärtler als Mitglieder meldeten. Die Mitgliederveranstaltungen finden wöchentlich nach der Auszahlung statt, wo auch gleich die Beiträge eingehoben werden.

Für die Republik — in die Partei!

Die am 25. März tagende Kreiskonferenz der Wahlkreisorganisation der sozialdemokratischen Partei für das Viertel ober dem Wienerwald hat beschlossen, anlässlich des 10-jährigen Bestandes der Republik Österreich eine

große Werbeaktion

durchzuführen. Die sozialdemokratischen Wähler, die der Parteiorganisation noch nicht angehören, sollen in unsere Bewegung eingegliedert, die Zahl derer, die ein sozialdemokratisches Blatt lesen, soll vermehrt werden. Bedeutungsvolle Arbeit muß geleistet werden, eine Arbeit, die nur bewältigt werden kann, wenn sich alle Genossen und Genossinnen in ihren Dienst stellen.

Gerade in dem Jahre, in dem unsere Republik 10 Jahre alt wird, befindet sie sich in der schwersten Gefahr. Die bürgerlichen Parteien rüsten sieberhaft, und es ist immer deutlicher zu erkennen, daß das Ziel der Rüstung ist, unsere Republik in dem Blutmeer eines Bürgerkrieges zu ertränken. Desperados, die wegen ihrer wirtschaftlichen Verantwortungslosigkeit gefährlich werden können, meinen, nun sei ihre Zeit gekommen, den Diktator zu spielen. Die Heimwehren, Fabrikspiegel, „Entpolitisierung“ der Wehrformationen und furchtbarster wirtschaftlicher Terror sollen Mittel zur Verwirklichung ihrer Pläne sein. Sie spielen in der verbrecherischsten Weise mit dem Wohle der Republik und mit dem wirtschaftlichen Aufstieg ihrer Bewohner.

Wir wissen: Auch in der demokratischen Republik sind die großen Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit nicht beseitigt. Auch in der demokratischen Republik haben die arbeitenden Menschen um jede, auch die geringfügigste Verbesserung ihrer Lebenshaltung schwer zu kämpfen. Auch in der demokratischen Republik rollt Angriff um Angriff des Kapitals gegen die Front der arbeitenden Menschen und diese haben sich in harter Abwehr dieser Angriffe zu erwehren. Auch in der demokratischen Republik erhält zeitweise das Kapital mit den ihm verbündeten bürgerlichen Parteien die Herrschaft und versucht, den Staat und alle seine Einrichtungen schrankenlos in den Dienst der kapitalistischen Ausbeutung zu stellen. Und dennoch lieben wir diese Republik, die wir aus den Trümmern des Zusammenbruches unter unfählichem Elend und nach furchtbarstem Kriegsjammer geschaffen haben. Wir lieben die Republik mit aller der Arbeiterschaft innerwohnenden Begeisterung, weil wir auf ihrem Boden in völliger politischer Freiheit mit den Mitteln der Demokratie den Kampf um eine bessere Gesellschaftsordnung führen können. Deshalb haben wir die Republik, die zehn Jahre vor allen Angriffen der Gegner bewahrt und deshalb rüsten wir uns, um auch jenem großen Ansturm, den die bürgerlichen Parteien gegen die Republik planen, wirksam begegnen zu können.

Es geht also wieder um den Bestand unserer Republik. Wir fügen sie am besten, wenn wir unsere Organisationen vergrößern, jeden arbeitenden Menschen in unsere Reihen eingliedern und die Idee des Sozialismus bis in die entferntesten Täler unseres Landes tragen.

Bei dieser Werbeaktion muß jeder mithelfen, der als klaffendwüchter Arbeiter den Wert der Organisation kennt, der das hohe Ziel begriffen hat, für das wir kämpfen und für das schon unsere Väter zu den schwersten persönlichen und wirtschaftlichen Opfern bereit gewesen sind.

In unseren Lokalorganisationen werden bereits alle Vorarbeiten zur erfolgreichen Durchführung der Werbeaktion getroffen. Je mehr mithelfen, desto größer wird der Erfolg sein. Wir ersuchen daher alle Parteigenossen und Parteigenossinnen, sich bei ihrem Lokalvertrauensmann zur Mitarbeit zu melden.

Helft alle mit zur Sicherung unserer Republik, zur Befreiung der arbeitenden Menschen.

Es lebe die Republik!
Es lebe der Sozialismus!

Die sozialdemokratische
Kreisorganisation.

Schadenfeuer in Hoffstätten- Grünau.

Aus Hoffstätten-Grünau wird berichtet: Am 2. d. M. um zirka 22.15 Uhr brach in dem dem Besitzer Josef Nicht in Grünbach gehörigen, an Johann Schogerl verpachteten Anwesen ein Schadenfeuer aus, dem die Wohn- und Wirtschaftsgebäude samt den darin befindlichen landwirtschaftlichen Geräten und Futtermitteln zum

Ausbeuter des Pfluges.

Schriftliche „Herrenleut“.

Kürzlich hat sich in Weistrach wieder einer der vielen Fälle ereignet, die leider in ihrer übergroßen Zahl unbekannt bleiben, aber jeden, der noch menschlichen Empfindens fähig ist, mit tiefster Entrüstung erfüllen müssen.

Die ledige Magd Aloisia Ehrentraut, im Dienste des Wirtschaftsbesitzers Gatterbauer in Weistrach stehend, war schwanger, doch nahm auf ihren Zustand der Bauer keinerlei Rücksicht. Eines Abends — es war im Dezember — wurde sie von heftigen Geburtswehen überrascht. Sie bat die Bäuerin, doch die Hebamme rufen zu lassen und begab sich — es war sieben Uhr — in ihre ungeheizte Schlafkammer, um ihre schwere Stunde und den Beistand der Hebamme zu erwarten.

Doch keine Hebamme und auch niemand von den Hausleuten kam.

Um zehn Uhr nachts gebar die Magd — ohne jedwede Hilfe, in bitterster Kälte, einsam und verlassen, trotz menschlicher Nähe — ein Mädchen. Erst am späten Vormittag des nächsten Tages kam die Bäuerin in die Kammer. Erst jetzt — zwölf Stunden nach der Entbindung — konnte die Magd ihre Bäuerin, die auch jetzt noch keine Hilfsbereitschaft zeigte, um einen Schwamm bitten, damit sie sich und das Kind notdürftig reinigen könne! Erst mittags erschien die Hebamme, reichlich spät „nach dem Rechten zu sehen“. Ob um sie erst morgens oder doch schon abends geschickt wurde, kann leider mit Sicherheit nicht festgestellt werden. Aber aus dem herzlosen Verhalten der Hausleute, die unbeschwert ihrer Ruhe zu pflegen vermochten, während nebenan ein armes Weib in schwersten Nöten rang, kann man wohl schließen, daß die Hebamme erst im Laufe des Vormittags gerufen wurde. Angesichts solcher Umstände drängt sich einem unwillkürlich die Frage auf, welcher hochnotpeinlicher Prozeß dieser armen Dienstmagd wohl gemacht wor-

den wäre, wenn ihr Kind der Liebe — mangels entsprechender Hilfe — etwa tot oder dem Tode geweiht, geboren worden wäre..

Nun aber weiter: Schon am siebenten Tage nach der Entbindung mußte die Magd wieder ihre schwere Arbeit ohne jede Rücksicht aufnehmen, denn Gatterbauer kennt keine „Fagen“. Er war über die unliebsame „Wirtschaftsstörung“ dermaßen erbost, daß er

der Magd die sieben versäumten Tage vom Lohn abzog,

wiewohl er nach der Landarbeiterordnung verpflichtet gewesen wäre, die Wöchnerin mindestens 4 bis 6 Wochen nach der Niederkunft — je nach ärztlichem Ermessen — überhaupt nicht zu beanspruchen und ihr durch sechs Wochen Entgelt und Verpflegung zu geben. Ja, im Parlament, wenn es sich um Krankenkassen- oder sonstige soziale Fragen handelt, da spricht man gern und in hohen Tönen davon, daß die ländlichen Dienstboten ohnehin wie Familienangehörige behandelt und vom christlichen Hausvater sorgsam betreut werden! In Wirklichkeit aber ist es um die armen und rechtlosen Dienstboten größtenteils recht traurig und bitter bestellt. Viel von dem Unrecht, das täglich an den Landarbeitern und an den Kleinen im Dorfe begangen wird, dringt entweder überhaupt nicht oder erst verspätet zu uns. Es wäre nur zu wünschen, wenn die landwirtschaftlichen Arbeiter und überhaupt alle Bedrückten im Dorfe endlich den einzigen Weg zur Abhilfe des ihnen oft und oft angetanen und ungesühnten Unrechtes erkennen würden: Einzutreten, mitzuwirken, mitzukämpfen und mitzukämpfen in den gewerkschaftlichen und politischen Organisationen der Arbeiterschaft!

Schwester Oberin und die Kaze.

Man schreibt uns: In Lembach besteht eine Kinderbewahranstalt. Dieselbe wird von drei Klosterschwwestern geführt, die eine derselben versteht die Dienste einer Handarbeitslehrerin, während der anderen die Pflege und Wartung der Kinder obliegt. Über diese beiden ist die dritte dieser Klosterschwwestern als Oberin berufen. Während die erstgenannten Schwwestern sich schon längere Zeit in Lembach befinden und sich der Sympathien aller Ortsbewohner erfreuen, waltet die Schwester Oberin erst seit Herbst hier ihres Amtes. Die beiden Schwwestern, die ihr schweres Amt in jeder Beziehung klaglos versehen, waren verliebt in eine Kaze. Gewiß ein recht harmloses Vergnügen, an dem kein Mensch ein Mißfallen finden kann. Doch diese harmlose Liebe wurde ihnen von ihrer Oberin mißgönnt. Wahrscheinlich eine Kagenfeindin, sann sie auf deren Verderben. Alle angewandten Tricks der Oberin, die Kaze zu entfernen, scheiterten an der gegenseitigen Zuneigung. Darüber recht erbost, schwor sie der Kaze blutige Rache. Dieser rachsüchtige Vorsatz kam dieser Tage zur Ausführung, als die beiden Schwwestern in den herumliegenden Bauernhöfen Nahrungsmittel holten. Raum waren sie entfernt, fing die Oberin die Kaze, fesselte deren hinteren Beine mit einer festen Schnur, begab sich mit derselben dann in den Keller, band sie fest und hieb mit einer Schaufel oder ähnlichem Gegenstande auf die Kaze ein. Das arme Tierchen, nur an Lieb-

kosungen gewohnt, fing zu schreien und zu toben an, was immer ärger wurde, je mehr Hiebe es bekam. Vor diesem wilden Toben bekam die Schwester Oberin Angst, sie stellte das Schlagen ein, versperrte die Kellertüre und nahm den Schlüssel in ihre Verwahrung. Als die beiden Schwwestern nach einiger Zeit nach Hause kamen, ging ihnen ihr Liebling ab. Beim Suchen hörten sie ein jämmerliches Miauen aus dem versperrten Keller. Sie begaben sich eilig zur Oberin, verlangten den Schlüssel, der ihnen aber erst nach wiederholtem Drängen ausgefolgt wurde. Sie fanden nach Aufsperrn der Kellertüre ihr Käzchen in einem entsetzlichen Zustande vor. Halbtot trugen sie es zu einem Bekannten, der es von seinem Leiden vollständig erlöste, indem er es zur Gänze erschlug. Gemahnt uns dies nicht an das finstere Mittelalter? Wie oft waltete zu damaliger Zeit nicht die Oberin eines Klosters im tiefen Kellergewölbe Vergehen einer Nonne brachte harte Strafen über sie.

Geißelung, entsetzliche Martern, Einmauern bei lebendigem Leibe, waren die damals üblichen Strafen.

Glücklicherweise leben wir heute in einer weit vorgeschrittenen Zeit, in der eine Oberin höchstens über eine Kaze Martern und Todesurteil fällen kann, aber nicht mehr über Menschen. (Die Schwester Oberin sollte übrigens wegen Tierquälerei zur Anzeige gebracht werden! Die Red.)

Opfer fielen. Durch das rasche Eingreifen der Feuerwehren von Grünbach, Hoffstätten und Rabenstein konnte das Rindvieh und Pferdmaterial gerettet werden, während 7 Schweine und 3 Gänse dem Brand

zum Opfer fielen. Der durch den Brand verursachte Schaden beläuft sich auf zirka 20.000 Schilling. Über die Brandursache wurden von der Gendarmerie Hoffstätten-Grünau Erhebungen eingeleitet.

Freut Euch!

Mit Radlon wäscht Ihr vergnügt.
Statt ärgern darf man fröhlich lachen,
Einweichen, Kochen, das genügt
Die Wäsche blendend rein zu machen.



CENTRA A.G. WIEN II.

Kostenlose Auskünfte über n.-ö.
Sommerfrischen.

Die Sommerfrischenauskunfte der n.-ö. Landesregierung, Wien, I., Serrengasse 13 (Landhaus Barterre), erteilt bereitwilligst und kostenlos Auskünfte über die örtlichen Einrichtungen, Unterkunstmöglichkeiten und Preise der niederösterreichischen Sommerfrischen.

Safrin-Suchermehl verwenden jene Hausfrauen welche auf Bekömmlichkeit und Nährwert der Mehlspeisen bedacht sind. (Entgeltlich)

Schwerer Unfall eines Pferde- fuhrwerkes.

Zwei Personen schwer verletzt.

Ostermontag gegen halb 10 Uhr vormittags ereignete sich in nächster Nähe von Hafnerbach ein schweres Unglück. Hierüber erfahren wir folgendes: Auf einem Feldwege, der von der Straße abzweigt, rasteten Kinder einer Ausflugsgesellschaft der Kinderfreunde, die unter der Führung der Genossen Neumayer und Königsecker und der Erziehlerin Motta standen. Auf der Straße kam ein Steirerwagen, der von einem schweren Pferde gezogen wurde. Der Wagen, der nicht die gerade Fahrbahn einhielt, sondern einmal auf die linke, dann wieder auf die rechte Straßenseite fuhr, geriet wahrscheinlich durch unvorsichtige Handhabung der Zügel in den Straßengraben, stieß an einen Baum an und kippte um. Die Mutter und die Tochter des Fuhrwerksbesitzers stürzten aus dem Wagen und erlitten sehr ernste Verletzungen. Die Teilnehmer der Wanderung eilten sofort zur Unfallstelle, die zirka 40 Schritte entfernt war, halfen den Wagen aufstellen und bemühten sich auch um die Verletzten, die von herbeieilenden Ortsbewohnern in das nächste Haus getragen wurden. Offenbar, um seine Unvorsichtigkeit zu bemänteln, beschuldigte der Besitzer die Kinderfreunde, daß sein Pferd vor den Wimpeln der „Roten Falken“ gescheut habe. Doch das Pferd konnte die zwei Wimpel gar nicht gesehen haben, weil die Kinder auf den Fährchen gesessen waren. Da zudem das Pferd sofort nach dem Anfall an Ort und Stelle ganz ruhig stehen blieb, so geht schon daraus hervor, daß das Pferd keineswegs vor irgend einem Gegenstande gescheut haben kann. Es ist jedenfalls bezeichnend für den künstlich in der Landbevölkerung durch die klerikale Agitation genährten Haß gegen die sozialistischen Jugendorganisationen, daß man hilfsbereite Menschen noch beschuldigt.

Waldbrand in Außerwiesenbach.

Man berichtet uns aus St. Veit an der Gölsen: Am 31. März gegen 13 Uhr brach in der Spiebeleben in Außerwiesenbach aus bisher unbekannter Ursache ein Waldbrand aus, der das dürre Gras und die vorhandenen Stauden in einer Ausdehnung

von 5 Töchtern ergriff und auch teilweise die junge Kultur (10- bis 15-jähriger Bestand) der Besitzer Rudolf Kraus, Alois Pfannhauser und Josef Rauchenberger aus Auherwiesenbach beschädigte. Nur der Windstille und dem raschen Eingreifen der Anrainer war es zu danken, daß das Feuer nicht auch auf das Langholz übergriff, wodurch der bereits entstandene Schaden im Betrage von 1200 Schilling noch um ein beträchtliches vergrößert worden wäre.

Ein unverständliches Urteil.

Nach acht Jahren kadelloser Dienstzeit zu schwerem Kerker verurteilt. — Ein Schöffensenate, der beinahe applaudiert!

Aber eine recht unerfreuliche Gestalt unter Vauguins Lieblingen, den in Krems stationierten Oberleutnant Leop. Truschnigg haben wir seinerzeit berichtet. Es ist dies jener Herr, der Hausgehilfinnen Dirnen gleichstellte und einen Untergebenen so feierte, daß dieser einen Selbstmordversuch unternahm. Nun ließ er einen Pionier, dessen Zugehörigkeit zum Militärverbande ihm längst ein Dorn im Auge war, wegen Subordinationsverletzung anklagen. Am 4. Februar bekam der Pionier Franz Pfanzagl von seinem ersten Vorgesetzten, Major Koder, den Befehl, eine Spezialliste über die Mannschaft anzulegen. Pfanzagl war nämlich bei den Vereinigten Brückenzügen in Krems als Schreibkraft angestellt. Er führte den Befehl sofort durch. Plötzlich kam der erst in der Frühe von einer Drahterei „eingerrückte“ Oberleutnant Truschnigg in die Kanzlei gefürmt und fragte in barschem Tone, wer das Marodenbuch geschrieben hätte. Der Pionier Pfanzagl antwortete, daß es einmal er und dann der Gefreite schreibe. „Sie rücken sofort aus!“ schrie er den Pionier an. Pfanzagl antwortete, daß er vom Herrn Major den Befehl habe, die Spezialliste fertig zu machen. „Sie rücken aus und werden die Spezialliste von 11—2 Uhr fertig machen!“ Der Wehrmann glaubte, daß er ganz seiner Vorschrift entspreche, wenn er den Befehl des Majors und nicht den des Oberleutnants ausführe. Dieses „Verbrechen“ lag nun der Anklage zugrunde. Vor einem Schöffensenate des Kreisgerichtes in Krems hatte sich dieser Tage der Wehrmann zu verantworten. Nur der Oberleutnant spricht und der Herr Staatsanwalt. Ein Schöffe begleitete die Rede des Staatsanwaltes mit eisrigem Nicken und zollt einmal gar offenen Beifall, indem er freudig „Jawohl!“ ruft. Der Oberleutnant Truschnigg will auch gleich bei seiner Zeugenaussage mit den Zeitungen abrechnen, die seine Angehörigkeiten der Öffentlichkeit mitteilten. Das Brot des Soldaten, klärt er das Gericht auf, müssen seine Vorschriften sein und der Herr Vorsitzende nickt ihm einverständlich zu. Als der hohe Gerichtshof von seiner sehr kurzen Beratung in den Verhandlungsaal zurückkehrt, wird der Pionier Pfanzagl des Verbrechens der Subordinationsverletzung, indem er den Befehl seines Vorgesetzten nicht ausführte, für schuldig erkannt und zu einer schweren Kerkerstrafe in der Dauer von drei Monaten und zum Ausschlusse aus der Wehrmacht verurteilt. In einem Schreiben des Kommandos wird mitgeteilt, daß der Pionier Pfanzagl bereits acht Jahre beim Militär ist, einen vorzüglichen Charakter und Dienstleistungen besitzt und während seiner ganzen Dienstzeit noch nie einen Anstand, noch eine Strafe erhalten habe. Dieses Urteil wird noch an anderer Stelle zur Sprache gebracht werden.

„Das österreichische Kinderhilfswerk.“ Ein gewisser Julius Schmidt, der Besitzer eines „Propagandabüros“ gründete im Vorjahre einen „Berein“, der obenstehenden Titel trägt. Damit er die Kalender und Ansichtskarten an den Mann zu bringen vermöge, beauftragte seine Agentinnen und Agenten unter dem Namen des Vereines „Bereitschaft“ die langjährigen Freunde dieses Vereines, die der Meinung waren, für die Bereitschaft Gegenstände zu bestellen, deren Erlös aber in Wirklichkeit in die Taschen des Herrn Schmidt floß. Es wird aufmerksam gemacht, daß die Bereitschaft weder Kalender noch sonstige Gegenstände vertreibt. Wenn daher für die Bereitschaft jemand Waren anbietet, so wolle sofort seine Anhaltung verlangt werden.



Der Schrecken der Schlösser.

Schöne Erfolge der St. Pöltner Kriminalpolizei.

Der wegen eines äußerst kühnen Einbruches im Schlosse Rothschild in Waidhofen am 13. Oktober 1926 verhaftete und dem Kreisgerichte in St. Pölten eingelieferte Kellner Josef Stampf stand auch seit damals im Verdachte, die Einbrüche in den Schlössern des Heinrich Habsburg in Prasn in Salzburg, in Neuhaus, in Gniegl, bei dem früheren Statthalter in Oberösterreich Dr. Sandl in Parsch, auf der Festeung Hohenwerfen des Eugen Habsburg, in den Villen und Schlössern von Fünfkirchen, Kupelwieser, Seiffertitz, Strachwitz und Lamberg in Steiermark verübt zu haben. Bekanntlich hatte sich Stampf im Oktober 1926 durch größere Geldausgaben verdächtig gemacht. Er hatte unter anderem bei einem hiesigen Möbelschneider Einrichtungsgegenstände um den Betrag von mehr als 1500 Schilling eingekauft und dabei mit einer 1000 Schilling Note gezahlt. Da in dem Rundschreiben der Sicherheitswache Waidhofen im Verzeichnis der gemachten Beute auch eine 1000 Schilling Note angeführt erschien, wurde Stampf verhaftet, der aber vorerst erklärte, das Geld als „Bauernfänger“ beim Kartenspiel verdient zu haben. Die Sicherheitswache Waidhofen hatte nach Entdeckung des Einbruches die Tatort auf das Genaueste abgesehen und hiebei auch ein Stück von einem Kontrollstreifen einer Taschenlampenbatterie vorgefunden und auch dieses winzige corpus delicti sorgfältigst verwahrt. Die in Stampfs Wohnung in St. Pölten vorgenommene Hausdurchsuchung förderte unter anderem verdächtigtes Material, das dann später mit zur Überführung Stampfs beitrug, auch eine Taschenlampenbatterie zu Tage, zu deren Kontrollstreifen das abgerissene Stück auf das genaueste hinzupasste. (Diese Feststellung, im Lichtbilde festgehalten, fand auch Aufnahme in die Fachzeitschrift „Öffentliche Sicherheit“, während Batterie und Kontrollstreifen im Museum des Stadtpolizeiamtes aufbewahrt sind). Es war somit kein Zweifel mehr, daß der, in dessen Gewahrsam die Taschenlampe gefunden wurde (also Stampf) den Kontrollstreifen im Schlosse Rothschild abgerissen haben mußte. Unter der Wucht dieses und der sonstigen Beweise legte Stampf damals im Stadtpolizeiamte dem Referenten für Gerichtspolizei ein volles Geständnis ab. Unter den bei Stampf damals vorgefundenen verdächtigen Gegenständen befand sich auch

eine wertvolle Lupe, über deren Erwerb er nichts Glaubwürdiges anzugeben vermochte (er sagte unter anderem, er habe von einem Unbekannten einen Überzieher gekauft, in dessen Taschen sich die Lupe vorgefunden habe). Die Lupe wurde daher in einem Rundschreiben genauestens beschrieben, worauf der zuständige Gendarmerieposten die Abergandung der Lupe erbat. Dieselbe wurde dann von der Familie der Schlossverwaltung Hohenwerfen einwandfrei, als die bei dem Einbrüche im Jahre 1926 auf der Festeung, von Einbrechern erbeutete erkannt.

Ende November 1926 wurde von Kriminalbeamten des Stadtpolizeiamtes St. Pölten festgestellt, daß der Glasergehilfe Franz L. Schwammelfstraße 10, im Mai 1924, also zur Zeit der meisten eingangs angeführten Schlössereintrüche, von Stampf aufgefordert wurde, mit ihm auf eine

Einbruchstournee

zu gehen. L. war sogar schon durch Stampf die Fahrkarte gelöst worden, als dieser es sich noch einmal überlegte und in St. Pölten zurückblieb. Die Lebensgefährtin des L. hatte damals bei der Mutter des Stampf silbernes Geschloß für ca. 6 Personen gesehen und gab an, daß es

zu Weihnachten 1924 bei Stampfs hoch herging.

Stampf hatte auch einige Mädchen, denen gegenüber er sich sehr freigebig zeigte. Über all diese Umstände wurde von hier aus an die Polizeidirektion Salzburg eingehendst berichtet. Die hiesige Kriminalbeamtschaft forschte unermüdlich weiter und so gelang es dem Kriminalbeamten Edlinger festzustellen, daß Stampf seiner Frau im Juli 1925 ein dunkelblaues anheimend von einer schranken Dame stammendes Seidenkleid zum Geschenk gemacht hatte. Dieses Kleid wurde denn auch mit vieler Mühe zustande gebracht. Es wurde auch tatsächlich von der Schlossfrau Lamberg in Steiermark als ihr Eigentum erkannt. Nunmehr erscheinen auch

alle übrigen Schlössereintrüche nachgewiesen

und hat auch bei den diesbezüglichen Recherchen die Kriminalabteilung des Stadtpolizeiamtes St. Pölten zusammen mit Kriminalbeamten aus Salzburg die in St. Pölten notwendig gewordenen Erhebungen gepflogen.

Wieder ein bedingt entlassener Mörder als Sexualverbrecher.

Lustmordanschlag nächst einer Kirche. Die 17-jährige Anna S. aus Eggenberg war am Montagabend vom 36 Jahre alten Karl Ortner zu einem Spaziergang nach Straßengel eingeladen worden. In einem Walde nächst der Kirche verfestete Ortner dem Mädchen vier Messerstücke in den Rücken, die leichter Art waren, so daß das Mädchen mit der Bahn die Heimfahrt antreten konnte. Am

Montagabend sagte das Mädchen bei der Gendarmerie, daß es von einem Unbekannten vergewaltigt worden sei, der ihr vier Messerstücke beigebracht habe. Nächsten Tag gab sie an, der Täter sei ein gewisser Karl Ortner, der in Graz wohne. Wie festgestellt wurde, ist der Täter mit jenem Ortner identisch, der im Jahre 1924 wegen veruchten Mordmordes zu sieben Jahren Kerker verurteilt worden war, doch am 3. März aus der Strafanstalt Karlau probeweise entlassen wurde. Auch der erste Mordanschlag war im Walde bei Straßengel verübt worden und mit einem sa-

distischen Sittlichkeitsverbrechen verbunden. Es wird angenommen, daß er in Graz oder in der Umgebung herumstreift.

Kompliziertes Verwandtschaftsverhältnis.

In der kleinen Ortschaft Zell am Pettenfürst bei Böcklabruck in Oberösterreich heiratete jüngst der Bauerngutbesitzer Franz Kaltenbrunner die 23jährige Marie Hauser, Tochter eines Bauern. Bald darauf vermählte sich sein Sohn mit der älteren Schwester seiner Stiefmutter. Franz Kaltenbrunner ist also auch der Schwager seines Sohnes, zugleich der Schwager seiner Stieftochter. Die beiden Schwestern sind auch Schwägerinnen. Der Sohn ist der Schwager seiner Stiefmutter, und die jüngere der beiden Frauen ist die Schwiegermutter ihrer älteren Schwester. Welch merkwürdige Verwandtschaftsverhältnisse werden sich erst ergeben, wenn die beiden Paare Kinder bekommen!

Von der Bildschau Eisenwurzen in St. Pölten.

Die Eröffnung der Ausstellung wurde auf Samstag den 28. April festgelegt und dauert dieselbe bis 29. Mai, d. i. bis nach Pfingsten. Das Interesse für dieselbe ist ein sehr großes, wie aus den Anmeldungen hervorgeht. In Betracht kommt das ganze Gebiet der Eisenwurzen von der Traun und Krems bis zur Pielach, das Silber- und Hochschwabgebiet und das Gesäuse. Zur Ausstellung können gebracht werden Bilder jeder Art, Fotos, Dioramen usw. die einen künstlerischen Wert haben. Künstler haben vom Verkaufspreise von Bildern einen Betrag von 10% zu leisten. Mit der Eröffnung der Ausstellung, zu der eine große Anzahl von Gästen aus der Eisenwurzen erwartet wird, die durch den Landeshauptmann eröffnet wird, wird eine Beschäftigung der Stadt und der Museen in Verbindung gebracht. Die nächste Sitzung findet Donnerstag den 12. April in St. Pölten wieder bei Pittner statt. Anmeldungen sind ehst an die Geschäftsstelle Wien VII, Westbahnstraße 5, zu richten. Die Einsegnung hat längstens bis 21. April an die Ausstellung Eisenwurzen zu Händen des Herrn Stadtrates Buger zu erfolgen.

Dem Ehrenausschuß sind weiters beigetreten: Vizebürgermeister Peier; Stadtrat Stefan Buger; Nationalrat Hans Müller; Stadtbaumeister Wohlmeier Heinrich sämtl. St. Pölten; weiters Bürgermeister Alois Ganig; Präsident Dr. August Motawa, Nationalrat; Reg.-Rat Direktor Rudolf Suchanek, St. Pölten; Vizebürgermeister Rupmann Steyr; Präsident Doktor Walter Brezski Vizekanzler a. D.; Dr. Haber-mann Peter, Präsident der Polizeidirektion; Ingenieur Reinhard Berger, Baurat, Obmann des Verkehrsverbandes Unterer Ennstal; Johann Fischer, Landtagsabgeordneter, St. Pölten a. d. B.; Doktor Theodor Springer, Prälat von Seitensteden; Ministerialrat Dr. Julius Stejskal, Wien; Doktor Karl Hübner, Prof., Obmann des Vereines für Landeskunde D. O. St. Pölten.

Kreiskrankenkasse St. Pölten.

Im Monat Februar 1928 waren 8452 Mitglieder im Krankenstande, wovon 5851 vom Vormonat übernommen und 2601 zugewachsen sind. Sievon sind 2778 Mitglieder genesen und 27 gestorben, sodaß weiterhin noch 5647 Mitglieder am Krankenstande verblieben. In Kurorten waren 42 Mitglieder untergebracht. Im abgelaufenen Monat wurde an 173 Mitglieder Zahnerlaß verabsolgt. Im obigen Zeitraum wurden betriebsmäßig verausgabt: An Krankengeldern S 132.903-30, an Mutter- und Kinderzuschüssen (Schwangerschafts- und Wöchnerinnenunterstützungen, Stillprämien und Hebammenentschädigungen) S 13.182-05, an Arzte- und Krankenkontrollkosten S 360-40, an Medikamenten- und Heilmittelkosten S 336-87, an Spitalverpflegungs- und Transportkosten S 20.530-52, an Begräbnisgeldern S 3.813-—, an Familienversicherung S 7.436-80; zusammen S 178.562-94. — Aus dem außerordentlichen Unterstützungsfonds S 3.873-72. Betriebsmäßig verausgabte die Kasse seit 1. Jänner 1928 S 475.283-66. Gesamtbetriebsumsatz im Monat Februar 1928 S 2.338.257-32. Abgeführt wurden im Monat Februar 1928: An Arbeitslosenversicherungsbeitr. S 218.771-55, an Zuschlägen zur Arbeitslosenversicherung S 113.649-06, an Arbeitsvermittlungsbeträgen S 6.795-34, an Kammerbeiträgen S 5.587-96, an Siedlungsfondsbeiträgen S 1.366-79, an Zuschlägen für Altersfürsorge S 45.541-63.

Die Lehrausstellung „Der Muster-gasthof“.

Mit Rücksicht auf den außerordentlichen Erfolg, dessen sich die vom Landesverband für Fremdenverkehr in Niederösterreich im Kaufhause Herzgansky veranstaltete Lehrausstellung „Der Muster-gasthof“ erfreut, wurde die Dauer dieser Ausstellung bis zum 14. April d. J. verlängert. An diesem Tage muß aber die Ausstellung unwiderruflich geschlossen werden, da sofort die Vorbereitungen für die anfangs Mai zu eröffnende Propaganda-ausstellung „Das schöne Niederösterreich“ beginnen.

Wer will ein Motorrad? Denken Sie daran, daß der Ankauf eines Motorrades eine Vertrauenssache ist! Fragen Sie die Kunden der bekannten Firma Friedrich Lackner, St. Pölten, Neugebäudeplatz 9a, ob sie nicht stets zufrieden waren! Auch Sie werden Ihren Vorteil finden, wenn Sie bei dieser auf empfohlenen Firma kaufen. Warum? Weil Sie dort das Beste unter den denkbar günstigsten Zahlungsverhältnissen nebst sachlicher und fachmännischer Beratung unter realer Garantie haben können. (Entgeltlich)

Besprechung zum „Beckmann-Lexikon“. Ein neues beachtenswertes Lexikon ist soeben erschienen. Der Verlagsanstalt Otto Beckmann, Leipzig, ist es gelungen, endlich jenes Lexikon herauszubringen, das in zwei handlichen Bänden das gesamte behandelte wie ein kostspieliges vielbändiges Lexikon. Man staunt und freut sich zugleich, soviel exakte und praktische Wissenschaft vorzufinden. 100.000 Artikel mit 6.000 Abbildungen geben über alles befriedigende Aufklärung. Erwähnt sei die Neuerung durch Beifügung einer vollständigen englischen, französischen und deutschen Grammatik sowie eines Lehrbuches der Weltsprache „Esperanto“. Im zweiten Band ist außerdem ein deutsches Wörterbuch nebst Fremdwörterbuch eingefügt.

Das „Beckmann-Lexikon“ zeichnet sich durch einen besonderen Grad an Vollständigkeit und Ausführlichkeit aus. Der Preis beträgt für die beiden Ganzleinenbände bloß S 54.—

Die Generalvertretung für Österreich hat die Buchhandlung Wehle & Söfles, Wien I, Wallfischgasse 14, Telefon 73-4-84, die dem Werke durch Abgabe gegen Teilzahlungen von nur S 5-40 monatlich die gebührende Verbreitung verschafft.

Was bringt Radio-Wien nächste Woche?

Montag, 16. April:

11 Uhr Vormittagsmusik. 16 Uhr Nachmittagskonzert. 17.20 Uhr Jugendstunde. 18.20 Uhr Vortragsreihe: Mensch und Natur. 18.50 Uhr zum 100. Todestage Francisco Gogas. 19.20 Uhr Geburts- und Sterbeshäuser großer Männer I. 20.05 Uhr Italienische Musik (Wiener Symphonieorchester).

Dienstag, 17. April:

11 Uhr Vormittagsmusik. 16.15 Uhr Nachmittagskonzert. 17.50 Uhr Die Festwochen in Wien und Niederösterreich. 18.00 Uhr Der Lebenswert der Sachlichkeit. 18.30 Uhr Stunde der Kammern für Arbeiter und Angestellte (Anton Kimm). Der Wiener Kongress für Lehrlingschutz und Berufsberatung. 19.00 Uhr Französischer Sprachkurs V. 19.30 Uhr Englischer Sprachkurs V. 20.05 Uhr Volksmusikalisches Konzert des Konzertorchesters J. Holzner.

Mittwoch, 18. April:

11 Uhr Vormittagsmusik. 16 Uhr Nachmittagskonzert. 17 Uhr Kinderstunde. 18 Uhr Vortragsreihe: Albrecht Dürer. 18.30 Uhr Stunde der landwirtschaftlichen Hauptberufschafften. 19 Uhr Stunde der Volksgeundheit. 19.30 Uhr Übertragung aus dem Konzerthausaal. Reichste Abendmusik.

Donnerstag, 19. April:

11 Uhr Vormittagsmusik. 16.15 Uhr Nachmittagskonzert. 17.40 Uhr Mitteilungen aus den Bundesbehörden. 17.45 Uhr Wochenende. 18 Uhr Stunde der Kammern für Handel, Gewerbe und Industrie. 18.30 Uhr Wochenbericht für Körperkultur. 18.45 Uhr Esperantoverbung für Österreich. 19 Uhr Französischer Sprachkurs V. 19.30 Uhr Übertragung aus der Wiener Staatsoper, „Die Regimentskinder“, Komische Oper von Donizetti.

Freitag, 20. April:

11 Uhr Vormittagsmusik. 16 Uhr Nachmittagskonzert, des Konzertorchesters Heinz Morawetz. 17.20 Uhr Musikalische Kinderstunde. 17.45 Uhr Wochenbericht für Fremdenverkehr. 18 Uhr Vortragsreihe: Albrecht Dürer. 18.30 Uhr Stunde der Kammern für Handel, Gewerbe und Industrie. 19 Uhr Was Girardi den Wienerern war. 19.30 Uhr Stunde der Volksgeundheit. 20 Uhr Vorankündigung des kommenden Programms. 20.05 Uhr Englischer Sprachkurs (Literaturkurs). 20.30 Uhr Eduard Stucken (Abend. Reichste Abendmusik).

Samstag, 21. April:

11 Uhr Vormittagsmusik. 15.15 Uhr Jugendbühne. 17 Uhr Akademie. 18.15 Uhr Quer durch Österreich. 18.45 Uhr Die Vollautomatisierung des Wiener Telephonnetzes. 19.10 Uhr Mozart als Mensch und Künstler. 19.45 Uhr Operettenaufführung „Wo die Berge singt“. Übertragung der Jazzband a. d. Grill-Koorn (Hotel Bristol).

Sonntag, 22. April:

9 Uhr Anleitung zur Hausgymnastik II. 10.30 Uhr Orgelkonzert. 11 Uhr Konzert des Wiener Symphonieorchesters. 16 Uhr Nachmittagskonzert. 18 Uhr Reisevortrag (Zu Fuß nach Indien). 18.45 Uhr Kammerabend. 20 Uhr Der Marquis von Keith, Schauspiel von Frank Wedekind.

Ausführliche Programme in der Wochenschrift „Radio Wien“

Sns Arbeiterheim nur die Arbeiterpresse!

Aber 1500 Ärzte bestätigen die hervorragende schmerzstillende und heilende Wirkung des Logal bei rheumatischen, gichtischen und nervösen Schmerzen. Auch bei Erkältungskrankheiten sind Logal-Tabletten allbewährt. Die Wirkung tritt unmittelbar ein. Logal-Tabletten sind absolut unschädlich und üben weder auf den Magen, die Nieren, das Herz oder andere Organe einen schädlichen Einfluss aus. (Entgeltlich)

Der Urmensch fuhr noch federnlos Auf rohgefügt Rädern bloss



Indess man heut auf Gummi-Reifen Bequem kann in die Ferne schweifen.



So gehen primitive Leute Nur auf dem Lederabsatz heute. Diemeil der Mensch, der kultiviert, sich Palma-Absatz aufmontiert



Die rote Jugend marschiert!

Die Kreiskonferenz unserer Jugendlichen.

Am 25. v. M. tagte in den Stadtsälen auch die 8. Kreiskonferenz der sozialistischen Arbeiterjugend des Kreises St. Pölten. Wer die Bedeutung der sozialistischen Jugendorganisation richtig einzuschätzen weiß, konnte aus dem Verlaufe der Konferenz erfreuliche Schlüsse für die Zukunft der Arbeiterbewegung unseres Kreises ziehen.

Im festlich geschmückten Gartensaal eröffnete Kreisobmann Genosse Pfeffer die Tagung, zu der 121 Delegierte und 14 Gäste sich versammelt hatten. Ein kurzer Rückblick auf die bedeutungsvollen Ereignisse des vergangenen Jahres leitete die Beratungen ein, an denen als Gäste für den Verbandsvorstand Genosse Pleyl, für den Arbeiter-Turn- und Sportbund Genosse Hermann Rauch und für die Kinderfreunde die Genossen Koppatschka und Zapletal teilnahmen.

Das Präsidium wurde aus den Genossen Pfeffer und Rohberger als Vorsitzende, Niketmüller und Kirsch als Schriftführer gebildet. In die Wahlkommission wurden die Delegierten Born, Jilek (St. Pölten), Thilde Kirsch (Ober-Grafendorf), Mastnak (Amstetten), Anni Wirth (Neuda), Lindner (Hohenberg), Zieger (Tulln) und Strohnner (Rainfeld); in die Mandatsprüfungskommission Ulbrich, Schwanda (Sanat Pölten), Anna Pracher (Amstetten), Pröllinger (Neuda), Prinz (Sanat Agg), Gschwind (Greifenstein) und Polak (Hainfeld) entsendet.

Die Konferenz gedachte zunächst der Toten aus den Reihen der Jugendlichen und des Genossen Otto Pfenneberger.

Über den Aufbau und die Tätigkeit der Jugendorganisation

berichtete Kreissekretär Genosse Nußgruber: Der Kreis umfaßt in 7 Bezirken mit 42 Gruppen 2120 Mitglieder, 4 neue Gruppen konnten gegründet, 1190 Mitglieder, davon 596 bei einer großen Werbeaktion im Oktober, gewonnen werden. Über 100 jugendliche Genossen und Genossinnen wurden allein der Parteiorganisation, viele andere den Gewerkschaften und verschiedenen proletarischen Organisationen zugeführt. Darin liegt die große Bedeutung der

Jugendorganisation als Vorschule der proletarischen Organisationen.

In allen Bezirken fast konnten Fortschritte und Festigung der Organisation verzeichnet werden. 338 Genossen und 92 Genossinnen sind als Funktionäre tätig und haben in 1930 der verschiedensten Veranstaltungen durch das ganze Jahr fruchtbare Arbeit geleistet.

Aus der Bildungsarbeit,

darunter vielen Vorträgen, Referaten Vereins- und Diskussionsabenden, Kursen und Ausflügen seien noch besonders 79 Feste und Feiern hervorgehoben, an denen fast alle Gruppen beteiligt sind. Die Durchführung dieser Veranstaltungen erforderte viele Proben und Übungsabende, hat aber auch vielen tausenden Jungen und Alten schöne und erhebende Stunden bereitet. In drei Jugendschulen wurden über 120 Jugendliche zu Funktionären für die Jugendorganisation geschult.

Die frühzeitig begonnenen, intensiven Vorbereitungen für den Reichs-Jugendtag in Klagenfurt, an dem sich 250 Mitglieder beteiligten und insbesondere die im Herbst durchgeführte

Werbeaktion,

die einen vollen Erfolg brachte, bedeuteten für das Sekretariat eine ungeheure Mehrarbeit. Trotzdem konnten alle Anforderungen erfüllt und es konnte das Sekretariat reicher ausgestattet werden. Die

Lehrlingsberatungsstellen

der Arbeiterkammer in St. Pölten, Amstetten, Waidhofen und Langenlebarn, von denen drei von Funktionären der Jugendlichen geleitet werden, konnten in mehr als 400 Fällen jungen ausgebeuteten Arbeitern und Arbeiterinnen Schutz und Hilfe zuteil werden lassen.

Den Bericht der Kontrolle erstattete Genosse Sekan. Der Kreisleitung wurde durch

Erheben von den Sigen Dank und Vertrauen ausgesprochen.

Genossin Jilek erstattete den Bericht über die 1. Kreis Mädchenkonferenz des Vortages und legte der Konferenz eine Resolution mit den Richtlinien für die Mädchenarbeit in der Organisation vor. Dieser Antrag wurde nach kurzer Debatte angenommen.

Einen Höhepunkt der Tagung bildete das Referat des Genossen Dr. Otto Neurath, der über „Lebensgestaltung und Klassenkampf“ sprach. Er gab in glänzender Weise eine Darstellung der Bestrebungen in der bürgerlichen und der Arbeiterjugendbewegung und zeigte vor allem, gestützt auf die marxistische Betrachtungsweise, die wirtschaftlich bedingten Ursachen für die Verschiedenheit der proletarischen von der bürgerlichen Jugendbewegung auf.

Einen breiten Raum innerhalb seiner Ausführungen nahm der Hinweis auf die Gefahren einer Sektensbildung in der proletarischen Jugendbewegung,

ein, wie sie in Deutschland zu verzeichnen ist und bei uns verhindert werden soll. „Wir müssen die proletarische Solidarität aller Arbeitenden in dem großen Kampfe um die Befreiung von der kapitalistischen Gesellschaft an die Spitze stellen!“

Die Worte des Gen. Neurath fanden lebhaften Widerhall und stürmischen Beifall. Genosse Rohberger sprach über den

Kreisjugendtag in Waidhofen,

Mit Rücksicht auf das große Turnfest in St. Pölten wird der Kreisjugendtag im Juli 1928 in Waidhofen an der Ybbs, wo die Jugendgenossen jetzt schon mit den Vorbereitungen beginnen, abgehalten werden. Der freudig erwartete Tag wird den Jugendlichen des ganzen Kreises wieder einmal Gelegenheit geben, nicht nur ein frohes Jugendfest zu feiern, sondern auch gegen unsere Feinde und für die sozialistische Jugendbewegung zu demonstrieren.

In die

Kreisleitung

wurden über Vorschlag der Wahlkommission durch Genossen Born folgende Genossen und Genossinnen entsendet: Karl Pfeffer, Hans Rohberger, Fritz Nußgruber, Fritz Schuster, Math. Jilek, Alois Niketmüller, Steffi Berger, Josef Steinmeier, Karl Kirsch und Karl Gsd. In die Kreiskontrolle die Genossen Sekan und Born.

Sodann sprach Genosse Pleyl über den bevorstehenden Verbandstag in Graz der sich insbesondere auch mit einem Landarbeiterjugendprogramm beschäftigen wird. Auch der internationale Jugendtag 1929 in Wien bildet für uns ein nahes Ziel. Für eine mächtige Beteiligung der immer stärker werdenden Organisation müssen wir jetzt schon vorzubereiten beginnen.

Seinen beifällig aufgenommenen Worten folgte die herzlich begrüßende Ansprache des Genossen Nationalrates Müllner für die Kreisparteivertretung, die durch die eigene Konferenz an der ganzen Tagung teilzunehmen verhindert war. Genosse Müllner gab seiner Freude über die schöne Konferenz die einen deutlichen Beweis für die Stärke und den Kampfeifer der Jugendorganisation

gibt, Ausdruck und versprach, stürmisch bedankt, auch weiterhin die tatkräftigste Unterstützung.

Es wurden noch einige Anträge organisatorischer Natur erledigt an deren Diskussion sich beteiligten: Hacker, Jilek M., Luz, Schneider, Pfeffer, Weber, Nußgruber.

In seinem Schlusswort sagte Genosse Pfeffer nochmals das Ergebnis der Konferenz zusammen und gab der Überzeugung Ausdruck, daß es der eigenen Kraft aller Funktionäre und Mitglieder gelingen werde, im kommenden Jahr die Organisation weiter auszubauen. Der bevorstehende Kreisjugendtag wird unsere Kraft und Begeisterung stärken, um uns als würdigen Teil einzufügen in die weltumspannende sozialistische Organisation des Proletariats.

Frauentag in Neulengbach.

Gewaltiger denn je fand am Sonntag den 1. April der Aufmarsch der Frauen zum diesjährigen Frauentag in Neulengbach statt. Der große Saal des Restaurants Waldhauser konnte die Massen nicht aufnehmen. Die Männer mußten den Saal räumen, um den Frauen Platz zu machen. Eine große Anzahl nahm in den Nebenräumen des Saales Platz, viele wieder standen dicht gedrängt, um den Darbietungen zu horchen. Die Obmännin des Bezirks-Frauentagkomitees, Genossin Marie Kammerer, eröffnete die Festversammlung, nachdem der Arbeiter-Gesangverein Neulengbach-Taufendblum einen Begrüßungschor zum Vortrage gebracht hatte. Sie begrüßte die Referentin Genossin Suttner aus Wien sowie all die vielen Genossinnen und Genossen, die zu dem Feste gekommen waren. Genossin Suttner hielt ein ausgezeichnetes Referat über all die Fragen, die den internationalen Frauentag beschäftigten. Sie zeigte auf, welche Bedeutung der Frau im politischen und wirtschaftlichen Leben zukommt, wie sie mithelfen können, eine Jugend zu erziehen, die durchdrungen ist von dem Gedanken der Völkerverfehlung, der brüderlichen Solidarität aller arbeitenden Menschen, eine Jugend, die den Krieg haßt und für eine Verständigungspolitik eintritt. Unter reichem Beifall dankte Genossin Kammerer der Referentin für ihre lehrreichen Ausführungen und drückte den Wunsch aus, die Genossin Suttner bald wieder in Neulengbach begrüßen zu dürfen. Für die Bezirksorganisation Neulengbach sprach sodann Gen. Schwebel Worte der Begrüßung.

Nun folgte der künstlerische Teil des Abends. Die Schulbandkapelle unter Leitung der Gen. Höflinger und Krejci, das Mandolinenorchester der soz. Jugendorganisation unter Leitung des Gen. Oberm. Rudolf, der Arbeiter-Gesangverein Neulengbach-Taufendblum unter Leitung des Genossen Schwebel; alle gaben ihr Bestes, alle halfen mit, das Fest zu verschönern. Von größter Wirkung war das Spiel der Kinderfreunde unter der Regie der Genossin Nickmann: „Der neuen Zeit entgegen“. Staunenswert, wie all die Kinder und Jugendlichen mit innerer Begeisterung den Worten des „Schwärmers“, der die Jugend vom Wirtschaftskrisis hinausführt in die freie Natur, lauschten. Wie er sie lehrte, das Leben von einer schöneren Seite kennen zu lernen, als sie es bisher vom Tanzsaal und Wirtschaftskrisis kannten. Ausgezeichnet waren auch die lebenden Bilder, dargestellt von unseren Genossinnen und Genossen sowie einigen Kindern. Den Prolog und die erklärenden Worte zu den einzelnen Bildern sprach die junge Genossin Trachter. Die Bilder zeigten das Leben und Wirken der Arbeiterfrau im Haushalle, in der Versammlung, als Erzieherin, als Sektlerin usw. Den Abschluß des Festes besorgte wieder die Schulbandkapelle mit dem „Lied der Arbeit“, das von allen Festgästen begeistert mitgesungen wurde. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß auch die in einer großen Anzahl erschienenen Kinder aller Altersgrade eine Freude erlitten. An die hundert Kinder versammelten sich in den anschließenden Räumen des Saales, wo ihnen Kakao, Kuchen und Torten verabreicht wurden. Ein Bild der Freude war es, die Kleinen zu sehen, die an weißgedeckten Tischen saßen und mit wahrem Behagen an den Süßigkeiten schmauschten. Auch für sie war es ein außergewöhnlicher Festtag, der für alle Frauen und Männer in dauernder Erinnerung bleiben wird.

Schlusswort zur letzten Wahl in Kematen.

Viele unserer Gegner jubeln und manche unserer Genossen klagen, daß die sozialdemokratische Partei bei der letzten Gemeinderatswahl in Kematen ein Mandat verloren habe. Dieser Jubel und diese Klage sind durchaus unberechtigt, wie durch folgende Darlegung schlüssig bewiesen werden soll:

Bei den vorletzten Gemeinderatswahlen im Jahre 1924 bestand — wohl einzig im ganzen Land — eine Wahlgemeinschaft zwischen Sozialdemokraten und Christlichsozialen. Außer dieser unnatürlichen Wahlgemeinschaft bewarb sich noch die damalige „Wirtschaftspartei“. — Die Sozialdemokraten und die Christlichsozialen erhielten damals in der Wahlgemeinschaft zusammen 383 Stimmen und zehn Mandate, während der Wirtschaftspartei vier Mandate zufließen. Von den zehn Mandaten der Wahlgemeinschaft fielen den Sozialdemokraten neun und den Christlichsozialen eines zu, so daß auch damals neun Sozialdemokraten fünf bürgerlichen gegenüberstanden.

Erst als der christlichsoziale Gemeinderat Wokaj im Laufe der Wahlperiode sein Mandat wegen Überstufung zurücklegte, rückte der erste Ersatzmann der Wahlgemeinschaft, ein Sozialdemokrat, vor. Also nur dadurch, daß ein sozialdemokratischer Ersatzmann an die

Stelle eines christlichsozialen Gemeinderates trat, haben wir Sozialdemokraten in letzter Zeit tatsächlich zehn Mandate — statt wahlgemäß neun — innegehabt.

Bei der letzten Gemeinderatswahl am 12. Februar wurde jene unnatürliche Wahlgemeinschaft zwischen Sozialdemokraten und Christlichsozialen erfreulicherweise nicht erneuert. — Im Gegenteil: Es stand uns Sozialdemokraten eine geschlossene Wahlgemeinschaft aller bürgerlichen Parteien gegenüber! Trotzdem aber erhielten wir diesmal wieder jene neun Mandate des Jahres 1924, diesmal aber mit 396 Stimmen, allein also um 13 Stimmen mehr, als damals Sozialdemokraten und Christlichsoziale gemeinsam erreichten! Die christlichsozialen Stimmen und das christlichsoziale Mandat fielen diesmal naturgemäß der neuen Wahlgemeinschaft zu, die dadurch fünf Mandate ihr eigen nennt. Im Effekt hat sich also nichts an der Machtverteilung geändert: Ebenso wie im Jahre 1924 stehen auch heute neun Sozialdemokraten fünf Anderen gegenüber!

Bedenkt man nun, welche unerfreulichen Umstände zur letzten Wahl geführt haben, so erkennt man erst, wie groß schon die Reife der Arbeiterschaft ist: Bei aller Beurteilung der Geschäfte und Unterlassungen in der Gemeindestube, die von Personen verantwortet werden müssen, hat die Arbeiterschaft ihrer Partei unverändert die Treue bewahrt, der Partei, die nicht nur nicht schuldig wurde, sondern spontan und aus eigenem heraus Klarheit und Reinheit wiederhergestellt hat. Die Sozialdemokratie hat trotz der peinlichen Vorfälle von ihrem Bestehen nicht eingebüßt; sie hat ihre Mandate kraftvoll behauptet, darüber hinaus aber noch einen namhaften Stimmenzuwachs gegenüber dem Jahre 1924 erzielt!

Der Jubel unserer Gegner, die Klagen mancher Genossen, sind also, wie die Tatsachen zeigen, wirklich unbegründet. — Trotz aller ernstesten Widerwärtigkeiten ging es auch diesmal — wie anderswo — nach aufwärts!

„Christenverfolgung“ und Geschäft.

Aus St. Peter in der Au wird uns berichtet: Nicht nur in der Amstettner Volksversammlung, die in der ersten Nummer der „Eisenwurzen“ unter die Lupe trefflicher Kritik genommen wurde, nein, auch allenthalben in den Landgemeinden spricht man von Kanzeln und in Versammlungen — man merkt die Regie von oben — über die „Christenverfolgung in Mexiko“. Man macht mit dieser groben Lüge politische und sonstige Geschäfte. So agitierte Geistlicher Rat Pfarrer Weiskendorfer in der letzten christlichsozialen Parteiversammlung zu St. Peter für die parteipolitische Zeitschrift „Das Volk“ und für den Volksbundkalender. Das mag sein gutes Recht sein, unrecht aber ist, daß er sich hierbei eines Geschäftskniffes bediente, der jedem Juden aus Kolomea Ehre machen würde. „Dieses Opfer“ — so sagte er in seiner Reklame — „ist verschwunden klein gegenüber den Opfern der armen Katholiken Mexikos, die ihr Leben freudig für ihren Glauben hingeben!“

Man sieht: Der Herr Geistliche Rat, der mit einer angeblichen Christenverfolgung Geschäfte macht, hat seinen Beruf verfehlt: er hätte Kopftäucher werden sollen! — Wir erwarten von der „Eisenwurzen“, daß sie diesen Schwindel mit „Mexiko“, mit dem neuerdings der Haß gegen die organisierte Arbeiterschaft gezüchtet wird, weiter an den Leib rücken wird. Es würde sich weiters sehr lohnen, wenn man nicht nur diese erdichtete Mähr gehörig zerzaust, sondern beispielsweise dem Landvolk die Zeiten der Inquisition, der Folter und der Hexenverbrennungen lehrreich ins Gedächtnis ruft! Zum andern wäre man versucht, einmal an Hand geschichtlicher Daten über wirkliche Verfolgungen und Bedrückungen ungezählter tiefgläubiger Christen, über die fernerzeitigen Bedrückungen unseres eigenen Landvolkes durch Burg- und Stiftsherren zu reden und zu schreiben; beispielsweise auch über die erschütternden Ursachen, die vor etwas mehr als dreihundert Jahren zur Auflehnung unserer gequälten Bauern, zum deutschen Bauernkrieg geführt haben! Ihr Stiftsherren von Seitenstetten, geküßt euch und den übrigen Stiften und Klöstern darnach? Wenn ja — woflan!

Die Fahne der „Bildung“.

Aus Seitenstetten wird uns berichtet: Unsere Volksschule feiert am 12. Oktober

ihren fünfzigjährigen Bestand. Waren auch schon früher kümmerliche Ansätze vorhanden, so erinnert uns dieses Jubiläum doch, wie jungen Alters eigentlich die heute noch mangelhafte Volksbildung in unseren lieben Österreich ist. Zur Feier dieses Tages hat der löbliche Ortschulrat beschlossen, statt der altersschwachen eine funkelnd neue Schulfahne anzuschaffen. Wir halten ihm diesen Beschluß persönlich nicht für übel, ist doch dieser Ortschulrat nur ein Produkt und als solches nicht schuld an jener Schule, die er selbst genossen hat. Trotzdem aber hätten wir es lieber gesehen, wenn er den namhaften Betrag statt für „den Fahne“ wirklichen Bildungszwecken zugeführt oder doch etwas für die armen Schulkinder getan hätte.

Schin bumm, die Heimwehr geht um!

Jetzt weiß man endlich, warum der Deutsche Turnverein in Blindenmarkt zu Weihnachten von der Gemeinde, die kein Geld für die Ortsarmen und Hilfsbedürftigen hatte, fünfshundert Schilling Subvention bekam. Er mußte dafür — Heil, deutsche Freiheit! — seine Wehrtümer ausgerechnet am 1. April und ausgerechnet nach Dschenbach bei Ferschnitz schicken, wo sie nicht nur brüderlich mit Dschenb — sondern auch mit Aschbacher, Blinden- und Neumarkter, Amstettner und mit per Auto beförderten St. Pöltner Heimwehren zusammentrafen, die vordem schon, mit Stöcken und Schnaps bewaffnet, durch Blindenmarkt zogen. Zur selben Zeit harteten unsere Blindenmarkter Genossen vor dem Gasthaus Beham ihrer Generalversammlung. Obwohl sich die übrige Heimwehmannschaft ruhig verhielt, gefielen sich die 19 „Hiesigen“ darin, beim Vorbereitungs vor unseren Genossen zurufe zu machen, deren „intelligentester“, aus dem Munde des bekannten Versammlungssprengers Burcharis kommend, unserem Genossen Wieser galt und lautete: „Blöder Kerl!“ — Nun ja, wessen das Herz voll ist, geht der Mund über. Wir zürnen deswegen dem kühnen „Sprecher“, der Zierde der Heimwehr und Wehrtümer, nicht; wir fühlen ihm nach, daß er sich in diesem heldenhaften Augenblick wahrscheinlich kloppenden Herzens mit sich selber befaßt hat.

Jahresbezirkskonferenz Amstetten.

Gemäß §§ 27 und 28 des Bezirksorganisationsstatutes wird hiemit für Sonntag den 15. April 1928 die Jahresbezirkskonferenz nach Amstetten einberufen. Sie findet im kleinen Saal des Hotels Ginner (Hauptplatz) statt und beginnt Punkt 9 Uhr vormittags. Berechtig zur Teilnahme sind:

Ein Delegierter der Lokalorganisation Wallsee, zwei Delegierte der Lokalorganisation Hausmening-Ummerfeld, drei Delegierte der Lokalorganisation Mauer-Dhling und vier Delegierte der Lokalorganisation Amstetten.

Bei der Auswahl der Delegierten ist den weiblichen Parteimitgliedern eine ihrer Stärke entsprechende Vertretung einzuräumen.

Die Mitglieder des Bezirksausschusses, der Bezirkskontrolle und des Frauenbezirkskomitees, ferner je zwei Vertreter der öffentlich-rechtlichen Körperschaften (Bezirkschulrat, Bezirksstraßenausschuß und Bezirksfürsorge). Letztere haben bei Fragen, die ihre Tätigkeit betreffen, nur beratende Stimme.

Je zwei Vertreter der sozialistischen Arbeiterjugend und des republikanischen Schulbundes.

Die Obmänner der gewerkschaftlichen Ortsgruppen, der Betriebsräte und der Genossenschaften im Bezirk, jedoch nur soweit, als diese Funktionäre Mitglieder der sozialdemokratischen Parteiorganisation sind.

Je ein Vertreter der im Bezirk bestehenden Ortsgruppen der Kultur- und Sportvereine und der Vereinigung der Arbeitsbauern Österreichs.

Die Delegierten müssen mit ordnungsgemäß ausgestellten Delegiertenkarten versehen sein. — Ohne diese kein Zutritt!

Tagesordnung:

1. Konstituierung: Wahl des Präsidiums, Genehmigung der Tages- und Geschäftsordnung. Wahl einer Wahl- und Mandatsprüfungskommission.
2. Bericht des Bezirksausschusses, der Bezirkskontrolle, des Frauen-Bezirkskomitees, der Bezirksleitung der sozialistischen Arbeiterjugend und der Bezirksbibliothek, ferner des Bezirksschul- und -fürsorgeales und des Bezirksstraßenausschusses,
3. Wahl der Bezirksleitung, des Frauen-

Bezirkskomitees, des Bezirksbibliothekars und der Kontrolle.

4. Referat über die politische Lage; Referent Genosse Pauppill.
5. Anträge und Allgemeines.

Geschäftsordnung:

Der Referent über die politische Lage erhält eine Stunde, die sonstigen Berichtserfasser 30 Minuten, die Debattenredner 10 Minuten Redezeit. Wortmeldungen müssen schriftlich eingebracht werden. Besonders wird aufmerksam gemacht, daß die Konferenz bis abends dauern wird.

Als Ehrengast wird unser alter Vorkämpfer, Genosse Ludwig Bretschneider aus Wien, erscheinen!

Für den Bezirksausschuß:
Hans Hammer, e. h. Obmann.

Kemmelbach. (Unsere Toten). Am Sonntag, den 8. d. M., ist in Kemmelbach die 64jährige Arbeiterin Theresia Siegl nach langem Leiden durch den Tod erlöst worden. Sie war seit den Umsturztagen bis zu ihrem Ableben eine treue Parteigenossin, der von allen Angehörigen der Lokalorganisation Kemmelbach ein treues Andenken bewahrt werden wird.

Waidhofen a. d. Ybbs. (Freidenker!) Sonntag den 15. April um 8 Uhr abends spricht bei Stepanek der ehemalige Kapuzinerpater Josef Papperk. Näheres in der nächsten Folge.

Waidhofen a. d. Ybbs. (Zur Verschönerung des Stadtbildes) hat man es für notwendig befunden, in der Schloßgasse längs des Parkes vier Reihen Stacheldraht zu ziehen. Soffentlich bekommt die Schloßverwaltung für diese glänzende Idee von der Waidhofener Schneidergewerkschaft Provisionen von den Kleiderreparaturen.

Waidhofen a. d. Ybbs. (Unsere Toten). Samstag den 31. März ist nach langem Leiden Genosse Jakob Gangl im 52. Lebensjahre, welcher Metallarbeiter im Betrieb Böhlerwerk war, gestorben. Derselbe zählte zu den vielen Kriegsbeschädigten, die keine Medaillen hatten, doch ihre Gesundheit im Schützengraben lassen mußten. Montag, den 2. April, fand unter zahlreicher Beteiligung seiner Arbeitskollegen sowie seiner treuen Kameraden der Kriegsbeschädigten das Beisetzungsbegehren statt. Am Grabe nahm Genosse Betriebsratsobmann Schachner im Namen der Gewerkschaft, Partei, Naturfreunde und Kriegsbeschädigten von ihm Abschied. — Am selben Tage fand auch das Beisetzungsbegehren des Zeugschmiedes Josef Mayer am Heidenriedhofe statt, der ebenfalls seine Gesundheit für „Gott, Kaiser und Vaterland“ lassen mußte. Es ist zu erwarten, daß nun dieses Vaterland für diese schwer betroffenen Familien auch seiner Pflicht sich bewußt ist.

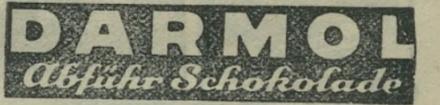
Neumarkt a. d. Ybbs. (Es brennt bei der Feuerwehr.) Dies ist kein Miß, und wenn auch nicht sichtbar und in heißen Flammen, aber gewissen Sorgen auf den Fingern brennt es gewaltig. Wer unser ländliches Feuerwehrwesen kennt, muß immer das Gefühl haben, es ist nur für gewisse Leute zur Unterhaltung da, die einerseits gern etwas sein wollen und für die anderen, die gern mit dabei sind, wo es was gibt. Außerdem hat man eine Montur an und dieser Zauber ist zu groß, dem kann man nicht widerstehen. So ein Feuerwehrhauptmann in einem Ort ist doch schon eine Größe und wenn man mit vergoldetem Helm und Waffenrock hinter dem „Himmel“ bei ProzeSSIONen einher stolzieren kann, die Brust mit Blech geschmückt, dann gibt's keine größere Seligkeit mehr. Wer aber dann bei einem Brande dieselben Menschen an der Arbeit sieht und jemals eine Berufsfeuerwehr gesehen hat, dem wird weh ums Herz; wie nutzlos da Zeit, Mühe und Geld vergeudet wird. Gerade wegen des Geldes aber kann man der Sache nicht gleichgültig gegenüberstehen. Es werden von den öffentlichen Mitteln alljährlich große Summen angewendet für diesen Zweck und aus diesem Grunde muß auch verlangt werden, daß diese Gelder nicht kontrolllos verwirbelt werden. Die Herren, die in der Vereinstellung sitzen, dürfen nicht nur in Parade ausrücken, sondern müssen auch in anderer Hinsicht ihre Pflicht erfüllen. Wenn in der Feuerwehrkasse heute 1000 Schillinge fehlen, so ist nicht nur der Kassier haftbar, sondern auch der gesamte Ausschuß. Und wenn zwei Jahre keine Kontrolle stattgefunden, so gehören die Verantwortlichen vor das Gericht. Es geht nicht an, daß aus öffentlichen Geldern 5000 Schillinge aufgewendet werden müssen, die aus Steuern und Umlagen stammen, und dann aus Schlamperei ein Einzelner für seine Person wirtschaften kann wie er will. Wenn das ein Sozi wäre, dann möchten wir das Geschrei hören. So aber ist es ein gut bürgerlicher Heimwehler und Kameradschafter, Sozialist erster Güte, und deshalb wird versucht, die Sache zu verlusten. Wir werden aber die Sache im Auge behalten und gegebenenfalls auch das Notwendige in der Angelegenheit unternehmen. Wenn es brennt, müssen nicht immer die eingeschriebenen Feuerwehrleute löschn, vielleicht können es Andere weit besser.

Ybbs. (Der Erfolg der Mission.) Unter dem Titel einer notwendigen Aufklärung bringt die Ybbstal-Tante aus der Feder des bewußten, kleinen, streifschilligen Kooperators aus Ybbs eine sehr banale Erwiderung auf den Artikel der „Volksmacht“, der sich mit dem Herrn Professor Baudacher als Missionsprediger befaßt. Da muß das Gefährliche von einigen Köpfschneidern, die von Verhaftung und Internierung fesseln, herhalten, um über den Kern der Sache hinwegzukommen. Wer kann glauben, daß man im heiligen Österreich einem wahnsinnigen Pfaffen den Prozeß machen wird oder ihn ins Irrenhaus steckt, wenn er Herrn Seipel Schützengast leistet? Darüber zu polemisieren, hätte keinen Zweck und soll auch

heute nicht unsere Aufgabe sein. Wir wollen nur an der Hand der gleichen Nummer der „Ybbstal-Zeitung“ den, nach ihren eigenen Worten, ganz unerwarteten glänzenden Erfolg der Mission aufzeigen und dem Herrn Berichtserfasser und den Lesern dieses Blattes den Erfolg vor Augen führen. Nicht nur in den vielen genossenen Abendmählern liegt dieser Erfolg, sondern darin, daß christliche Männer auch die anderen Lehren des Herrn Professors genau befolgen. Auf derselben Seite wird von dem Notzuchtverbrechen eines Mannes berichtet, der sich an 12jährigen Mädchen vergangen. Nur hat hier die Berichtserstattung ein Loch und dies wollen wir verschließen. Nicht nur der Zimmermann D. wurde der Notzucht angezeigt, sondern auch ein anderer soll verdächtig sein und die Untersuchung gegen ihn eingeleitet werden. Dies ist aber nicht der einfache Zimmermann, sondern der christlichsoziale Wahlagitator und Stimmeltäger St. Der Herr hat das Abendmahl bestimmt eingenommen und dürfte zu dem glänzenden Erfolg besonders beigetragen haben. Wie Eingeweihte wissen, hat er es auch notwendig, öfters von der Annehmlichkeit der heiligen Beichte Gebrauch zu machen und sein Gewissen zu entlasten, denn so manches Kind kann von seinen Schweinereien in Ybbs erzählen. Wenn dieses Wortschatz an der Donau reden könnte, würde es vielleicht noch eine Menge von Männern in Ybbs geben, die der Herr Berichtserfasser von Ybbs als Erfolg der Missionspredigten hinstellen könnte.

Ybbs. (Im Dienste verunglückt.) Der Arbeitspflieger Franz Hinterleitner der Heil- und Pflügeanstalt der Gemeinde Wien ist am 28. v. M. am Bahnhof Kemmelbach beim Kohlenverladen derart unglücklich zwischen dem Kraftwagen und dem Anhängewagen eingeklemmt worden, daß er innerliche Verletzungen erlitt.

Bruckbach. (Arbeiter-Musikkapelle.) Erfreulicherweise hat die Arbeitermusikkapelle Bruckbach jetzt die Krise überwunden und befindet sich im neuen Aufstiege. Es gelang uns frische tatkräftige Mitglieder zu gewinnen, jedoch nicht nur die Blechmusik wieder auf alter Höhe ist, sondern auch die Streichmusik schon achtenswerter leistet. Es ist dies nicht nur ein Verdienst des unermüdbaren Dirigenten Baumel, sondern auch die Klaffen- und zielbewußte Mitarbeit der gesamten Mitglieder. Wir hoffen auf die Solidarität der Arbeiterschaft unseres Bezirkes und erwarten, daß bei Arbeiterfesten nur eine Arbeiterkapelle spielt.



wirkt sicher und milde
In jeder Apotheke erhältlich!

Waidhofen a. d. Ybbs. (Bauarbeiter!) Seit einigen Wochen verlangt die Gewerkschaft von den hiesigen Unternehmern den Abschluß eines neuen Kollektivvertrages. Es soll von uns als keine Angriffsforderung angesehen werden, da unser seit dem Jahre 1926 bestehender Vertrag mit 15. März dieses Jahres, automatisch abgelaufen ist und die Forderung, die die hiesige Bauarbeitergewerkschaft stellt, keineswegs als eine unverschämte genannt werden kann. Wenn man bedenkt, daß die Bauarbeiter nur Saisonarbeiter sind und in der heutigen Zeit bloß einige Monate ihrem Verdienste nachgehen können, so ist die Forderung der Gewerkschaft gewiß keine unangemessene, wenn wir eine 5/10ige Erhöhung des Lohnes verlangen. Stundenlöhne von S 1.18 für Maurer und von 91 g für die Hilfsarbeiter, können derzeit auch von den eingeseiftesten Gegnern der Organisation nicht als zu hoch bezeichnet werden. Durch unsere Forderung bekämen die Maurer S 1.24, die Hilfsarbeiter 96 g. Aber die Forderung der Gewerkschaft wurde nun von Seiten der Bauunternehmer schon einmal verhandelt, das letztemal auch auf der Gemeinde, weil sich ein Herr Unternehmer eingebildet hatte, daß die Gemeinde auf ihre Verhandlungen Einfluß nehmen werde. Es zeigte sich, daß gerade diese Herren der Gemeinde, auf deren Aussprache er sich berufen hatte, absolut kein Interesse an den Verhandlungen zeigten und durch Abwesenheit glänzten. Kurz und gut, alle Verhandlungen haben sich bis zum heutigen Tage zerschlagen. Es zeigt sich nun, daß gerade der Herr der sich bei den Verhandlungen am meisten über die Schmutzkonzurrenz von außen beklagte (B) im weitaus größeren Ausmaße nun Schmutzkonzurrenz betreiben will. Da man geht soweit, daß man Bauarbeiter dazu verhalten will, Bögen zu unterfertigen, wo sich jeder einzelne verpflichtet, um weitaus billigere Löhne zu arbeiten, als der alte Vertrag vorgegeben hat. Aber nur gemacht mein Herr! Wir machen Sie nur darauf aufmerksam, das Gesch über die Kollektivverträge zu lesen. Daß einige Subjekte zu finden waren, die die gesamte Bauarbeitergewerkschaft zu verraten im Stande waren, bemerkten wir derzeit nur so nebenbei. Sollten sie sich in kurzer Zeit ihrer Handlungsweise nicht schämen, so werden wir in der nächsten Nummer nicht davon absehen, die Namen dieser Arbeiter zu veröffentlichen, um der Bauarbeitergewerkschaft diese Subjekte zur Kenntnis zu bringen. Im übrigen seien die Herren Unternehmer darauf aufmerksam gemacht, daß wir unsere Interessen zu vertreten wissen, wenn sie wollen, daß wir auch noch eine, wenn vielleicht auch nur mehr kurze Zeit, zuwarten wollen. Daß wir uns weder von dem einen kommandieren, und von dem anderen im Lohn verkürzen lassen wollen, sei nur so nebenbei bemerkt. Auch in anderer Hinsicht werden wir unseren Einfluß noch zur Geltung zu bringen wissen. Den Gewerbetreibenden im Orte sei nur gesagt, daß eine Arbeiterschaft, die in der Lage ist, etwas zu verdienen, dieses Geld nicht in Kästen verriegelt, sondern ihnen zum verdienen gibt.

Gerade jetzt

benötigen Sie:

Verzinnte Drahtgeflechte, Stacheldraht, Sandwurf-
gitter, Stichschaufeln, Hauen, Krampen, Rechen, Gieß-
kannen u. Baumscheren, geteerte u. teerfreie la Dachpappe

FÜR DIE BAU-SAISON:

Baubeschläge aller Art, Messingbeschläge, Drahtstiften

SPARHERDE MIT KUPFERSCHIFF

Diese u. alle übrigen einschlägigen Artikel liefert zu äußersten Preisen

Eisenhandlung Otto Eybner

Gegr. 1849 St. Pölten, Bahnhofplatz Telefon 17

Sonderpreis für Siedler!

HASIN



die vielgelobte fertige Mischung für Süßspeisen aller Art.

Praktische Hausfrauen verwenden immer mehr und mehr dieses ausgezeichnete Erzeugnis!

Klavierniederlage Friedrich Dehmal

St. Pölten, Domgasse 8

Telephon Nr. 491

Gegründet 1856

Große Auswahl in vorzüglichen soliden Instrumenten nur renommierter Fabriken



ORIGINAL FABRIKS- PREISE! Auf Wunsch bequeme Zahlungs- erleichterung

Buchmotorrad

2 PS, gut gehend, zu verkaufen. Auch gegen Raten b. Sicherstellung. Adresse in der Adm. der Zeitung, Heßstraße 6, Gassenlokal.

Baugrund

mehrere Parzellen zu verkaufen. Auch mit Zahlungs- erleichterung. Adresse in der Adm. d. Stg., Gassenlokal.

Für Trafsik

wird eine kautions- fähige Frau od. Fräulein gesucht. Pensionisten- witwe bevorzugt. Adr. in der Adm. d. Stg., Gassenlokal.

Zweispänniger Streifwagen

zu verkaufen. Adresse in der Adm. d. Stg., Gassenlokal.

Herrenfahrrad

zu verkaufen bei Johann Treßnar, Viehosen, Kueßsteinstraße Nr. 105

Ottomanen

von . . . 40 S aufwärts

Matratzen

von . . . 19 S aufwärts

Diwan

„Ein Griff ein Bett“ Zahlungs- erleichterung Tapezierer

A. PREGL

Wilhelmsburg a. d. Tr. Kirchenplatz Nr. 84 Versand überallhin

Möbel

Spezial Provinzversandhaus
Schlafzimmer, Blumenesche . . . 380 S
Schlafzimmer, Nuß 580 S
Schlafzimmer, massiv, Hart- holz 650 S
Schlafzimmer, Vollbau 850 S
Speisezimmer mit Kunstverglas . . . 600 S
Speisezimmer, Eiche 680 S
Speisezimmer, Palisander . . . 900 S
Große Auswahl in Herren- zimmern, Vorzimmer und Küchenmöbeln Ein- sätzen, Matratzen, Otto- manen in allen Preis- sätzen. — Zustellung bis zu 50 km kostenlos, mit eigenem Auto ins Haus. *reisekatalog Nr. 29 gegen 1 S in Marken.
Möbelhaus Neubauhof
Wien VII, Neubaug. 66

Kaufen Sie bei unseren Inserenten!

Herrenwäsche
Damenwäsche
Etamine
Boile
Strickwaren
Wirkwaren
Franz Schardlmiller
St. Pölten, Kremsergasse 18

Nicht nur billig, sondern auch gut und reell!
Böhm. Bettfedern
Ein Kilo graue S 1.30, gefüllte S 3.00 und S 4.00, weiße S 5.00, weiße S 7.00 u. 10.00, feinere S 13.00, prima S 16.00, schneeweiße Schleißbaum S 20.00 u. 23.50, graue Daunen S 11.00, halbweiße S 15.00 u. S 21.00, weiße S 17.80 u. 25.00, hochfeine S 32.00, Ideal- Prachtdaunen S 37.50, Federn von S 20.00 aufw. portofrei.
Euchenten mit gefüll. Federn gefüllt, 180/120 cm, aus starkem weißem Anleit, 4 kg schwer, S 16.00, 20.00, 25.00, 29.00, 34.00, 43.00, 52.00, Pfiffer mit gefüll. Federn 60/80 cm, 1.30 kg schwer, S 4.20, 5.50, 6.50, 8.50, 10.50, 13.50, 16.50 u. aufw.
Daunenfüllen 180/120 cm, mit 2 kg grauen Daunen gefüllt S 34.50, mit 2 kg halbweißen feinen Daunen gefüllt S 42.50. Versand per Nachnahme. Muster gratis! Nachnahmebes. retour! Unabgibtliche Anerkennungen! SACHSEL & Co., jetzt Wien VII., Burggasse 105/108

Herrenfahrräder \$ 125.-
mit Gummi, fabriksneu liefert Fahrradhaus, Eingang: Wien XV., Karmeliterhofgasse 2 Reelle Garantie, Preisliste gratis

Dankfagung.
Vom Grabe unserer innigstgeliebten Gattin, bezw. Mutter, Schwester und Tochter, der Frau
Marie Leipold
Lokomotivführersgattin
zurückgekehrt, sind wir außerstande, für die vielen Beweise aufrichtiger Teilnahme an unseren schmerzlichen Verlusten persönlich unseren Dank abzusprechen. Wir bitten daher auf diesem Wege, unseren herzlichsten Dank entgegennehmen zu wollen.
St. Pölten, im April 1928.
Familien Leipold u. Schwarzinger

Anerkannt beste Bezugsquelle für billige böhmische Bettfedern!

1 Kilo graue, gute, gefüllte 2 und 3- halbweiße flaumige 4 und 5 S, weiße flaumige, gefüllte 6, 8, 10 S, feinste Halbbaum- Bettfedern 12, 15, 18 S, Graue Halbdaunen 7 S, halbweiße Daunen 19 S, weiße 26 S, hochfeine 32 S. Versand jeder gefüllten Menge portofrei, von 5 kg an franko. Fertig gefüllt, Euchente, 180/120 cm, aus prima Anleit, reichlich 7, 10, 12, 18, 25, 32, 38, 48 S, Kopfpfiffer, 80/60 cm, 5 beliebige 15 S. Versand portofrei gegen Nachnahme. Um- tausch gestattet od. Geld zurück. Muster u. Preisliste kostenlos.
S. Benisch, Bettfedernexport, Prag XII., Böhmen.

Wer das beste Motorrad kaufen will, kauft ja doch nur das engl. Motorrad
„Triumph“
mit den neuesten Verbesserungen, Modell 1928, zu 2160, 2700, 2800 u. 3700 S, und wer das billigste Motorrad kaufen will, kauft nur das einheimische
Puchmotorrad
zu 1350 S im altbekannten und kulantem
Grammophon- und Fahrradhaus
Friedrich Lackner
St. Pölten, Neugebäudeplatz 9a

TRIUMPH
4.94 H.P. MODEL N. DE LUXE

Norbert Stingl * St. Pölten
HUTHAUS Größtes Lager in Herren-, Damen- und Kinderhüten sowie Kappen Neueste Mode / Beste Qualitäten Billigste Preise / Reparaturen prompt
SCHUHHAUS Größte Auswahl in Herren-, Damen- und Kinderlederschuh, Galoschen und Turnschuhen in bester Ausführung / Billigste Preise!
TELEPHON NUMMER 130
Wienerstraße 13
Wienerstraße 32

Genossen! Achtung! Genossinnen!
Wer billige, gute Nähmaschinen haben will, kaufe bei
Firma Jar in Linz
Vertreter: Gen. Josef Szczepek Lokomotivführer i. P.
Brunn a. d. Erlauf 59 bei Pöchlarn

Dankfagung.
Außerstande, jedem einzelnen für die herzliche Teilnahme an dem Leidenbegangnis unseres unversehrlichen Sohnes u. Bruders
Ferdinand
persönlich zu danken, sprechen wir hiemit auf diesem Wege Allen unseren innigsten Dank aus. Ganz besonders danken wir seinen Sportkollegen und Freunden vom A.-S.-S. Sprachern sowie allen Blumenpendern.
Gardl, im April 1928. Familie Bauer.

Dank.
Wir fühlen uns verpflichtet, Herrn Dr. Jury für die aufopferungsvolle und lebenswürdige Behandlung während der langen Dauer der Krankheit meiner Frau, bezw. Tochter unseren besten Dank auszusprechen.
Familien Leipold und Schwarzinger.
St. Pölten, im April 1928.

FAHRRÄDER NÄHMASCHINEN MILCHSEPARATOREN
S 20.- monatlich
LEOPOLD STROBL
St. Pölten, Sechsteilaltpromenade Nr. 9 (Strobithof) Telefon Nr. 411 Verkaufsort im Hofe

NÄHMASCHINEN FAHRRÄDER 1928
ohne Angabe S 20.- monatlich
WIEN PICK
IX., Liechtensteinstraße 27 IV., Wiedner Hauptstraße 8

Alles kauft patentierte
Viktoria-Lampenschirme
nur bei
Viktor Abmann
St. Pölten, Wienerstraße Nr. 28

Jede kluge Hausfrau ist entzückt!
Ein Küchengeheimnis
ist „Problem“, es backt, bratet, kocht und dünstet mit und ohne Brautrohr auf jeder Heizgelegenheit in halber Zeit, bei halber Hitze, viel besser und ausgiebigere Speisen wie bisher
Verfümen Sie nicht und kommen Sie bitte zum interessanten
Probepacken und -braten
welches täglich ab heute im Saale des Gasthofes „Zum goldenen Ochsen“ in St. Pölten, Wienerstraße, stattfindet
Beginn: Punkt 4 Uhr nachmittags — Eintritt frei
Preis der Apparate billigst, je nach Größe von 7 bis 14 Schilling und können gleich käuflich mitgenommen werden, 24 Stunden gegen Kostenerlag zur Probe und zahle Geld zurück, falls nicht entspricht

DIE QUELLE

Nr. 2

Das Geschäft mit einer Toten.

Der tägliche Film der Brüsseler Fremdenindustrie. — Vom Grabe zum Spitzengeschäft.

Strahlender Tag in Brüssel. Durch die mondäne Avenue Anspach, die pfeilgerade vom Nordbahnhof zum andern Stadtteil hinunterläuft, spaziert Brüssels bürgerliche Welt, honette Herren, gepuzte Damen. Es schwirrt um die Cafés, deren Tische beinahe bis zum Straßenrand heranreichen. Autoreihen sausen vorbei, geordnet vom verkehrsbetreuenden belgischen Schupmann. Was erinnert noch an den Krieg? Denken diese fröhlichen Menschen noch an das Jugustende des Jahres 1914, als hier „Les Gris“, die grauen deutschen Soldaten, Regiment nach Regiment, einmarschierten und sich die Brüsseler duckten vor der Übermacht, im brütend-dumpfen Aufbegehren, in der Sorge um ihr Land? Nichts, gar nichts mehr gemahnt an die Zeit, da Brüssel „Etappe“ war ...

Da fällt, von den Hotels und den Aushängen der Reisebureaus, der Blick auf schwarze Tafeln. Hier sind die Preise für eine Autorundfahrt durch Brüssel angemerkte, und die großen, bequemen Wagen laden die Fremden ein. Handgekreben mit handgroßen Kreidebuchstaben oder in fettestem Druck, springt eine Aufforderung immer wieder in die Augen:

„Zum Grabe der Miß Cavell!“

Dort wollen wir hin! Im Auto. — beinahe nur Amerikaner und Engländer, Ladies mit Stöckelschuhen und Hornbrillen, die bei Fahrtbeginn alles „Novelty“, in jeder Hinsicht reizend, finden. Denn Brüssel zeigt seine schönsten Seiten: Den Grand'Place, den riesigen Justizpalast mit dem unvergeßlichen Blick auf die untere Stadt, die breiten, gepflegten Boulevards. Der Führer gibt Erklärungen — dann aber saust das Auto weit hinaus durch die Vorstädte, an die Peripherie der Stadt. Wir halten jäh vor einem großen Gebäude, seltsam in seinem aufgepußten neomodischen Stil, mit dem sich der militärische Sachzweck vermischt. Wir lesen an der Front:

„Tir national.“

Wir sind an dem nationalen Schießplatz. Der Führer ruft mit lauter Stimme: „Wir kommen jetzt zu dem Ort, wo Miß Cavell von den Deutschen erschossen und begraben wurde!“ Es ist die große Sensation! Die Ladies und Gentlemen sprechen erregt miteinander, sie sehen ihre Photoapparate in Postur, sie drängen zum Eingang. Ehe man noch irgend etwas gesehen hat: schon ist eine Atmosphäre der Leidenschaften und des Hasses da, und man empfindet, daß die Erinnerung an das Schicksal der Miß Cavell geschichtsausgebeutete Gewohnheit und Methode geworden ist. Denn täglich fahren Duzende von Fremdenautos hierher, täglich kommen Hunderte zu Miß Cavells Todesort ...

Wir stehen in einem kahlen Raum — mit zahlreichen Schießständen. Die Scharten gehen auf einen umzäunten Platz hinaus. Das Gras leuchtet in festlichem Grün. Der Führer zeigt die Stelle, auf der Miß Cavell angeblich gefessen hat, ehe sie die Kugeln der deutschen Soldaten traf. Sie ist Heldin, nichts als Heldin, umgeben von der germanischen Soldateska. Damen weinen und ziehen spitzenumrandete Taschentücher aus ihren Handtäschchen. Sie blicken unverwandt auf den grünen Rasenleck, falten die Hände vor einer großen marmornen Tafel, auf der, neben den Namen vieler erschossener Männer, auch der Miß Cavells verzeichnet steht ...

Und was für Geschichten erzählen die Führer!

Keine Blume vom Kriegslegendenkranz entgleitet ihnen, wenn sie vor diesen Besuchern sprechen. Wahres wird mit Falschem gemischt. Wir hören, daß zugleich mit Miß Cavell der Architekt Boucq, der Apotheker Severin, Fräulein Thulieg und die Gräfin Belleville verurteilt wurden. Das vom amerikanischen und vom spanischen Gesandten für die Cavell eingereichte Gnadengesuch wurde von General Sauerbergweig abgelehnt, der es auch unterließ, die

letzte Entscheidung des Kaisers anzurufen ... So erfolgte die Hinrichtung der beiden zum Tode Verurteilten, der Miß Cavell und des Boucq, am 12. Oktober 1915. Seltsame Geschichten weiß der Führer von den letzten Stunden der Miß Cavell. Die deutschen Soldaten sollen sich geweigert haben, zu schießen, worauf der Offizier seinen Revolver gezogen und Miß Cavell selbst niedergeknallt habe ... Oder: Miß Cavell sei in Ohnmacht gefallen, und in bewußtlosem Zustand sei sie den Kugeln erlegen. Im viel-erörterten englischen Film wird, nebenbei bemerkt, eine andere Mär wiedergegeben. Danach soll einer der Soldaten den Gehorsam verweigert haben, worauf ein Offizier erst ihn und dann die Verurteilte niederknallte. An alledem ist nichts wahr!

Es ging ganz „ordnungsgemäß“ zu, ohne die geringste Subordination. Die deutschen Soldaten schossen — fertig! Die Helferin der Miß Cavell, „Vorsteherin eines medizinischen Instituts in Brüssel“, die mit ihr in Verbindung wehrpflichtige Franzosen und Belgier über die holländische Grenze schmuggelte, damit sie den Rekrutendepots der Alliierten zustreben konnten, sie erhielt — mit Ausnahme des gleichfalls zum Tode verurteilten Boucq — mehrjährige Zuchthausstrafe. Die Gräfin Jeanne de Belleville ist zwei Jahre später in einem deutschen Gefängnis gestorben ...

Zimmermann und das „andere Geschlecht“.

Etwas Merkwürdiges erfährt man noch: Einige Tage nach dem Tode der Miß Cavell, der die ganze alliierte Welt in Aufruhr brachte, empfing Herr Zimmermann, Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, einen amerikanischen Journalisten. Mit der eisernen Festigkeit des Heimkriegers, der bald zu Höherem berufen werden sollte, erklärte er dem Ausrufer: „Das Urteil ist ausgeführt worden, um diejenigen abzuschrecken, die sich auf ihr Geschlecht berufen wollen, um an Unternehmungen teilzunehmen, auf die die Todesstrafe gesetzt ist.“

In der Tat: man hat vor dem Geschlecht nicht Halt gemacht. Auf beiden Seiten hat man Frauen getötet. Am 20. August 1914 wurde in Antwerpen die Belgierin Julie van Wanterghem wegen angeblicher Spionage erschossen. Die Franzosen töteten die bekannte Tänzerin Mata Hari, die die idealisierte Heldin eines deutschen Films geworden ist. Auf dem marmornen Monument der Miß Cavell liest man noch den Namen der Marie Depage.

„Kauft Cavell-Andenken!“

Unser Rundgang durch „Tir National“ ist zu Ende. Und nun entzündet sich das Bedürfnis, handgreifliche Andenken mitzunehmen. Da gibt es Miß-Cavell-Andenken-Plaketten, Albums mit Photographien in verschiedenen Serien, zu allen Preislagen. Keiner, der nicht kauft! So geht es Tag um Tag. Tir National ist eine Kriegererinnerungsstätte geworden, ausgewertet von der Fremdenindustrie, die hier wie auf den belgischen Schlachtfeldern Sterbendes, Abklingendes wach und lebendig erhält. Autos nützen sich ab, Benzin ist teuer! Das Gedenken an eine Frau, die den Mitkämpfern ihres Vaterlandes dem Kriegsrecht zuwider Soldaten zuführte und dafür, formgerecht nach dem Kriegsrecht und beklagenswert nach dem Menschenrecht, den Tod erlitt. —

Es muß sich verzinsen.

Das ist die Grimasse, die der Kapitalismus täglich über dem Grabe der Miß Cavell verübt. Diese „Schau“ der Brüsseler Fremdenautos mit ihren Hunderten von Besuchern, die programmäßig ihre Rundfahrt vor einem großen Brüsseler Spitzengeschäft beenden, ist unendlich lehrreicher, aber auch unendlich aufreizender als jeder Film.

Ist die Stunde, mit der man mit der Anfachung „patriotischer“ Gefühle innen- wie außenpolitische Erfolge erzielen konnte, in Belgien, in England und anderswo nicht allmählich zu Ende? Jene vortrefflichen Engländer, die

mit Chamberlain gegen den Miß-Cavell-Film „Down“ Stellung nahmen, sollten bei der belgischen Regierung interpellieren, damit diese täglichen Programmfahrten mit fixen Frankenteilen zu Miß Cavells Todesort ein Ende nehmen.

Ein geheimerter Schriftsteller.

Novelle von Maxim Gorki.

In einer schmierigen Schenke, in einer dunstigen Masse halbetrunkener lustiger Menschen erzählte mir eines Nachts ein noch nicht alter, aber vom Leben arg zerzauster Mensch:

„Mich hat der Telegraphist Malaschin zugrunde gerichtet.“

Er neigte den Kopf mit der zerknüllten Jockeimütze, schaute unter den Tisch, gab seinem kranken Bein eine andere Lage, indem er es mit beiden Händen hochhob, und seufzte lange und heiser.

„Ja, der Telegraphist Malaschin. Unser Propst nannte ihn einen falschgestalteten Knaben, die Mädchen sagten — Malascha. Er war klein, gut gewachsen, mit rosigen Wangen, braunen Augen, dunklen Brauen, weiblichen Händen; richtig so einer, die man „Bildhübsch“ zu nennen pflegt. Lustig, mit jedermann freundlich, war er überall gern gesehen in unserem Städtchen, in dem dreitausendfünfhundert Einwohner ohne besondere Gast die üblichen Pflichten von Menschen erfüllten. Als ich zwanzig Jahre alt war, packte mich derartig der Welt-schmerz, daß meine Seele ganz krank war, mich quälte und schreckte die stille Emsigkeit der Menschen, unverständlich blieb mir der Sinn dieser Emsigkeit, ganz ratlos schaute ich alles an und einmal, im Drange der Gefühl, schrieb ich eine Erzählung „Wie die Menschen leben“. Als sie fertig war, schickte ich das Manuskript an die Zeitschrift „Niwa“. Ich wartete auf die Entscheidung meines Schicksals eine Woche, einen Monat, zwei Monate und gab es dann auf: solche Sachen sind eben nicht für unferne. Vielleicht drei Monate oder noch länger waren verfloßen, da traf ich mal Malaschin.

„Ich habe eine Postkarte für dich“, sagte er. Er gab mir die Karte, auf der zu lesen stand:

„Ihre Erzählung ist sehr langweilig geschrieben und man kann sie jedenfalls nicht als gelungen bezeichnen, aber Sie haben offenbar Talent. Schicken Sie uns mal wieder etwas!“

Ich will mich jetzt nicht weiter darüber auslassen, wie ich mich freute! Malaschin erzählte mir sehr lebenswürdig, er habe die Postkarte schon drei Tage in Händen. „Ich habe sie zufällig in der Post an mich genommen, um sie dir zu übergeben, und vergaß es nur immer wieder. Du schreibst also Erzählungen und möchtest wohl gern auch so ein Graf Tolstoi werden?“

Wir lachten beide und trennten uns dann. Aber noch an demselben Tage, als ich des Abends nach Hause ging, rief mir der Diakon, der gerade an seinem Fenster saß, zu:

„Hallo, du da, du... du Schriftsteller! Dir werde ich es schon besorgen. Und drohte mir mit der Faust. In meiner Freude legte ich weiter kein Gewicht auf die Gebärde des Diakons. Ich kannte ihn als einen phantastischen Menschen: in seiner Jugend wollte er immer zur Oper gehen, aber weiter als bis zum Dirigenten im Bischöflichen Chor hatte er es nicht gebracht, und es gelang ihm nicht, in der Gouvernementsstadt Karriere zu machen: sein Leiden blieb immer sein Streben nach allzu großer Unabhängigkeit in seinen Handlungen. Er trank viel und wenn er betrunken war, schlug er auf Betten hin Walnüsse mit der Stirn auf; er brachte es fertig, ein ganzes Pfund Walnüsse mit der Stirn aufzuknacken, so daß die Haut schließlich plakte. Er hatte immer eine Blechschachtel mit Luftlöchern in der Tasche, im Sommer mit kleinen Fröschen, im Winter mit Mäusen. Bot sich ein geeigneter Moment, so ließ er die Tierchen den Damen in den Halsauschnitt springen. Man

verzieh ihm solche Scherze um seines heiteren Temperamentes willen und weil er sich so gut auf die Eigenheiten der Fische verstand. Er war ein glänzender Angler! Jedoch ah er sie selbst nie, weil er immer Angst hatte, an einer Gräte zu ersticken; seinen Fang schenkte er stets seinen Bekannten und stieg natürlich noch bedeutend in der allgemeinen Beliebtheit.

Also, so weit wären wir — freute ich mich. Ich war damals ein sehr bescheidener Jüngling von nachdenklichem Gemüt und nicht etwa hübsch.

Er drückte mit den Lippen seinen dünnen, ausgeblasenen Schnurrbart an, blinzelte mit den gelben Augäpfeln seiner langweiligen Augen und goß sich mit zitternder Hand behutsam ein Gläschen Schnaps ein. Mit fünfundzwanzig Jahren war er gewiß plump und knochig gewesen, seine ungebärdigen Haare waren wohl rötlich, seine trüben Augen blau gewesen. Und im Gesicht hatte er wahrscheinlich eine Menge Sommersprossen gehabt. Jetzt waren seine schlaffen Backen dicht durchzogen von einem engen Muster roter Adern, seine graue Trinkenase hing trüblich auf den Schnurrbart herab. Der Schnaps konnte ihn schon nicht mehr anregen. Er murmelte mit Anstrengung und wie im Schlaf:

„Ich fühlte mich aber jetzt sofort als schöner Mann von ansehnlicher Erscheinung. Und oben-dreien hatte ich also Talente von seltener Art. Meine Seele stimmte ein Lied an wie eine Lerche. Ich begann wie toll zu schreiben, ganze Nächte arbeitete ich, die Worte flossen mir aus der Feder wie ein Bach. Diese Freude! Ich bemerkte, daß die Städter mich besonders aufmerksam betrachteten. Aha, dachte ich mir ...“

Malaschin lud mich einmal zum Akziseeinnehmer ein, der hatte eine Tochter, ein munteres, heckes Fräulein. Nun, und noch allerhand andere junge Leute waren da. Sie alle zeigten Interesse für mich und fragten mich aus:

„Sie Schriftstellern? Bitte, wollen Sie nicht Tee nehmen? Tun Sie doch, bitte, Zucker hinein.“

Oho, dachte ich, sogar Zucker soll ich mir hineintun? Ich rührte meinen Tee mit dem Löffel um, kostete — nanu, was ist das? Das schmeckt ja salzig! So salzig, daß es schon beinahe bitter war. Ekelhaft! Trotzdem trank ich rein aus Bescheidenheit. Blöcklich lachten alle im Chöre laut los. Malaschin sagte lächelnd zu mir:

„Was soll denn das aber heißen? Ein Schriftsteller muß doch alle Dinge unterscheiden können und du kannst nicht einmal Salz von Zucker unterscheiden? Wie ist das nur möglich?“

Mir wurde vor Verlegenheit ganz übel; verflucht, dachte ich ... „Das ist natürlich nur ein Scherz,“ sagte ich ...

Sie lachten nur noch lauter. Dann redeten sie auf mich ein, ich sollte ihnen doch meine Verse vorlesen. Denn ich hatte mich auch mit Versen versucht. Malaschin wußte das. Sie redeten mir alle zu:

„Dichter lesen immer ihre Verse vor, wenn sie eingeladen sind. Sie müssen das auch tun!“

Da mischte sich der großmäulige Sohn des Bürgermeisters ein und sagte:

„Gute Verse schreiben überhaupt nur Soldaten!“

Die jungen Damen suchten ihm zu beweisen, daß er sich irre, und ich entfernte mich unmerklich. Und von dem Abend an wurde ich von der ganzen Stadt geheßt wie ein fremder Hund. Am ersten Sonntag traf ich den Diakon, der gerade mit seinen Angeln loszog, die Erde stampfend wie ein märchenhafter Elefant.

„Salt,“ rief er. „Schriftstellern willst du, du dummer Kerl?“

Und ich habe mich drei Jahre lang für die Oper ausgebildet, dabei will ich mich nicht etwa mit dir vergleichen ... Was bist du denn überhaupt? Eine Schmeißfliege bist du! Solche Klieber wie du, die machen nur ihren Dreck auf den blanken Spiegel der Literatur, du Maskerl, du ...“ Und er schimpfte mich derartig aus, daß es mich wirklich kränkte. Weshalb nur eigentlich? dachte ich.

Einige Zeit später sagte meine Tante — ich bin Witwe und lebe bei meiner Tante —: „Was ist das eigentlich für eine Geschichte? Die Leute reden, du schreibst. Laß doch den Unsinn! Es wäre Zeit, daß du heiratetest ...“

Ich versuchte ihr klarzumachen, daß doch dabei nichts Ungehöriges ist, daß sogar Grafen und Fürsten schreiben, daß das eine hochanständige aristokratische Beschäftigung ist. Aber sie fing nur an zu weinen und jammerte:

„Lieber Gott, welcher Böfewicht hat dir das nur beigebracht?“

Und Malaschin brüllte, wenn er mich auf der Straße traf:

„Guten Tag, du Dreiviertel-Graf-Tolstoi!“

Er hatte ein blödsinniges Liedchen gemacht, das die Jugend der Stadt gröhste, wenn sie meiner ansichtig wurde:

„Kanarienvögel singen
Höchst rührend und sehr fein,
Trotzdem die Mühen bringen
Nicht einen Sechser ein!“

Ach, dachte ich mir, da ist mal der Kaiser unter die Hufe gekommen.

Man neckte mich so, daß ich mich gar nicht mehr auf der Straße zeigen konnte. Besonders der Diakon war wie verrückt; ich wartete nur noch darauf, daß er mich prügelte würde.

„Ich habe mich drei Jahre vorbereitet,“ brüllte er immer wieder, und „du Lämmel ...“

So manchenmal saß ich nachts am Fluß und grübelte nach:

„Wie kam das nur? Wofür muß ich so leiden?“

Am Fluße war eine einsame Stelle, eine kleine Landzunge, und auf ihr ein Erlenhain. Dort schlich ich mich hin und hatte, wenn ich auf den Fluß schaute, das Gefühl, als ob dieses dunkle Wasser, das schon die Stadt bespült hatte, durch meine Seele flöste und in ihr einen trüben, bitteren Niederschlag zurückließ.

Ich war mit einem jungen Mädchen bekannt, einer Kunststickerin, der ich reinen Herzens den Hof machte, und ich hatte den Eindruck, daß ich ihr auch gefiel. Sie fing aber bald an, allerhand Redensarten zu machen und fragte mich vorsichtig:

„Ist das eigentlich wahr, daß Sie in der Zeitung etwas über uns und über die Stadt geschrieben haben?“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

Sie zierte sich und erzählte: „Malaschin hat Ihre Schreiberei in Händen und er lieft allen daraus vor. Man lacht Sie überall aus und will Sie sogar durchprügeln, weil Sie sich dem Grafen Tolstoi verschrieben haben. Weshalb haben Sie nur Malaschin Ihre Schreibereien gegeben?“

Der Boden wankte mir unter den Füßen, o weh, o weh! In der unglücklichen Erzählung ist von dem Akziseeinnehmer, von dem Diakon, von allen nicht sehr erfreulich die Rede! Natürlich war es mir nie eingefallen, mein Schreibsel Malaschin zu geben — er hatte sich das Manuskript eben selbst auf der Post angeeignet. Meine Kleine hatte aber noch mehr Bitterkeiten für mich:

„Meine Freundinnen lachen mich alle aus, daß ich mit Ihnen gehe! Ich weiß wirklich nicht recht, was ich tun soll.“

„Ach ja,“ dachte ich.

Ich ging dann zu Malaschin:

„Bitte, gib mir doch mein Manuskript wieder!“

„Aber was willst du denn damit, wenn die es doch abgelehnt haben?“ sagte er nur und gab es mir nicht wieder. Er gefiel mir aber, der Mensch. Ich mache immer wieder die Bemerkung — ebenso wie ganz unnütze Dinge oft viel mehr Freude machen als nützliche, ebenso haben wir manchmal einen Menschen, der uns nur schadet, gern. Auch das Beispiel paßt: Ein Arbeitspferd ist nie so teuer wie ein Rennpferd, und doch leben die Menschen von der Arbeit und nicht vom Pferderennen!

In der Weihnachtswache forderte mich Malaschin zum Maskenball auf. Er zog mich als Teufel an, in einen Pelz mit den Haaren nach außen, ich bekam Ziegenhörner auf den Kopf und eine Maske vor das Gesicht. Nun, wir tanzten also, und so weiter, wie es Sitte ist; ich geriet in Schweiß und fühlte schreckliches Jucken im Gesicht.

Ich ging nach Hause; auf der Straße holten mich drei Masken ein und schrien:

„O, ein Teufel! Haut ihn!“

Ich lief davon. Natürlich wurde ich eingeholt. Sie prügelten mich zwar nur ein bißchen, aber mein Gesicht brannte entsetzlich — ich hätte am liebsten laut geschrien. Was konnte das nur sein?

Am Morgen kroch ich zum Spiegel, meine Bifage war unnatürlich rot, die Nase ganz dick, die geschwellenen Augen trüben. Na, dachte ich, die haben mich ja schön zugerichtet! Sie hatten die ganze Maske innen mit einer ätzenden Masse bestrichen, und als ich in Schweiß geraten war, hatte diese Schmiere mir die Haut zerfressen. Fast fünf Wochen mußte ich herumkurieren, ich hatte schon Angst, die Augen zu verlieren. Doch es ging nochmal so ab.

Da merkte ich denn, daß meines Bleibens in der Stadt nicht länger war. Und ich verschwand in aller Stille. Seit der Zeit treibe ich mich nun schon an die dreizehn Jahre herum.“

Er gähnte und schloß müde die Augen. Er sah aus wie ein Fünzigjähriger. „Wovon leben Sie denn?“ fragte ich.

„Ich bin Pferdeknecht, hier an der Rennbahn bin ich. Einem Berichterstatter liefere ich Material über die Pferde.“

Er lächelte langsam — ein gutes Lächeln war es — und sagte:

„Was Pferde doch für vornehme Tiere sind. Für Pferde gibt es gar keine Vergleiche. Nur hat mal eines mir ein Bein zerschmettert ...“

Er seufzte und fügte dann leise hinzu, als sage er einen Vers aus einem Gedicht her:

„Mein Liebling war es gerade ...“

(Mit besonderer Erlaubnis des Malik-Verlages, Berlin, der die gesamten Werke Maxim Gorkis herausgibt, dem Bande „Erlebnisse und Begegnungen“ entnommen.)

Wenn wir Holz verdauen könnten.

Zellulosefressende Tiere. — Holzkalkohol.
Von Dr. Gg. Viktor Mendel.

Wie uns die Tiere in so vielen Dingen über sind, so auch manche von ihnen in der Fähigkeit, Stoffe zu verdauen, die unserem Organismus unzugänglich bleiben. Einer der in der organischen Natur häufigsten und damit auch billigsten Stoffe, das Holz, oder genauer ausgedrückt, dessen chemischer Hauptbestandteil, die Zellulose, ist nun für unseren Magen und Darm rechtlich unverdaulich, schaltet also aus der Reihe der Nahrungsmittel völlig aus. Ganz anders liegt das bei gewissen Gruppen von Tieren, die mehr oder weniger imstande sind, erhebliche Bestandteile zum Aufbau ihres Körpers lediglich aus der gründlichen Ausnützung von Zellstoff (Zellulose) zu verwenden.

Besonders die Wiederkäuer, aber auch die Pferde und andere reine Pflanzenfresser, leben bekanntlich zum großen Teil von Gras, Blättern und Stroh. Da diese Futtermittel vorwiegend aus Zellulose bestehen, da andererseits aber im Kot dieser Tiere sich weit weniger Zellstoff findet als beim Fressen aufgenommen wurde, so muß notwendigerweise diese Differenz verdaut, d. h. dem Körper nutzbar gemacht worden sein. Das Merkwürdige ist nun, daß trotzdem auch hier eigentlich keine Körperflüssigkeiten vorhanden sind, die imstande wären, den reinen Zellstoff chemisch aufzuschließen. Die betreffenden Tierarten haben sich vielmehr im Darm und Magen Hilfsstruppen angesiedelt, die diese so schwierige Arbeit freudig übernehmen.

Es sind das bestimmte Bakterien (Spaltpilze), die zum Unterschied von ihrer krankheitsverursachenden Gattungsgenossen jetzt sehr willkommenen Gäste im Körper sind. Der Biologe nennt das eine „Symbiose“, ein freundschaftliches Zusammenleben, aus dem beide Teile besten Nutzen ziehen. Auch wir Menschen haben übrigens in unserm Darm eine artenreiche Bakterienflora, die uns zum Teil verdauen hilft; nur eben leider nicht auch Zellulose. Und ohne solche Darmflora könnte kein Tier leben! Man hat z. B. Rükken im sterilierten Brutofen erbrütet, in keimfrei gemachter Luft und mit sterilisiertem Futter aufzuziehen versucht, sie sind restlos verkümmert und eingegangen, eben weil ihnen die zur Verdauung nötigen Spaltpilze im Körper fehlten.

Neben den Wiederkäuern und ähnlichen Pflanzenfressern gibt es aber auch noch Tiere, die nun gar überhaupt nur noch von reiner Zellulose leben, denen Holz der einzige und größte Leckerbissen ist, und die dadurch dem Menschen unendlichen Schaden verursachen: Die Termiten! Wir dürfen froh sein, daß sie in unseren allzu kalten Klima nur eine kümmerliche und verhältnismäßig harmlose entfernte Verwandte hinterlassen haben: die klein rote Rükenschabe („Schwabe“, *Blatta germanica*), der sogar Gott sei Dank die Fähigkeit abgegangen ist, Holz zu verdauen. Denn sonst könnte es ja auch uns passieren, daß urplötzlich das Haus über uns zusammenstürzt, nur weil diese Bestien dessen Balken und Holzstützen hohlgefressen haben, wie so etwas in den Tropen alle Augenblicke geschieht.

Sieht man sich aber die Termiten genauer an, so merkt man auch dort, daß sie selbst ebenfalls gar kein Holz verdauen können! Daß auch bei ihnen Bakterien und Pilze als Rükchen und Chemiker die Vorarbeit leisten müssen. Bei einem Teil der Termitenarbeiten leben diese Hilfskräfte gleichfalls im Darm. Bei einem anderen Teil jedoch werden die so lebensnotwendigen Pilze in regelrechten gärtnerischen Kulturen gezüchtet. Bei der Öffnung eines eisenharten Termitenbetonbaues — der übrigens oft drei bis vier Meter über und fast ebenso tief unter die Erde reicht — findet man in sauber geglätteten Höhlen kleine, weißliche „Kohlköpchen“, die nichts anderes sind als Pilzkolonien auf zerhacktem, feuchtem Holz. Gefressen wird damit nicht mehr das Holz direkt, sondern der „Zellulosekohl“, der auf diesem Dung gewachsen ist und der zu seiner Pflege genau soviel Arbeit in Wässerung und Bodenbestellung braucht, wie unsere Nutzpflanzen! Sehr ähnliche „Pilzgärten“ haben u. a. auch die brasilianischen Blattabschneiderameisen. Bei ihnen wächst der Pilzrasen auf eingesammelten, ausgeschnittenen Baumblattstücken, die ja gleichfalls zum größten Teil aus Holzstoff bestehen.

Sollten wir nicht von diesen Tieren lernen können? Gewiß, wir können uns wahrscheinlich

kaum auch eine Darmflora von Bakterien ansiedeln, die die Arbeit der Holzverdauung verrichten. Dennoch: ausichtsreicher erscheint die systematische Zucht von Bakterienreinkulturen, ähnlich wie wir es ja seit langem mit einer anderen Spaltpilzart, der Gese, im großen machen. Warum sollte es unmöglich sein, diese kleinen Pilzgärten der Termiten unter günstigsten Temperatur- und Feuchtigkeitsbedingungen genau so in Riesenbottichen weiterzuzüchten, wie es die dummen, armen, blinden Termiten tun? Man stelle sich nur einmal vor, welcher unendliche volkswirtschaftliche Nutzen entstände, wenn wir aus Sägespänen mittels einer derartigen „Gärung“ nährfähigen Zucker erzeugen könnten!

Denn Zucker wird das derart umgewandelte Holz. Wenn vielleicht auch nicht gleich Zucker, der als eigentliches Nahrungsmittel wegen irgendeines üblen Beigeschmacks nicht ohne weiteres verwendet werden kann. Es wäre aber schon ein erheblicher Gewinn, wenn die Millionen von Zentnern Getreide und Kartoffeln für die menschliche Ernährung frei würden, die heute noch das Gärungsgemische zur Darstellung von Alkohol verbraucht. Wobei man nicht sagen soll, daß die ganze Alkoholgewinnung überflüssig wäre, wenn man die Erde „trockenlegte“. Denn abgesehen davon, daß sich vorläufig damit kaum alle Welt einverstanden erklären würde: Spiritus ist ja auch ein wichtiges Produkt für alle möglichen industriellen und wissenschaftlichen Zwecke.

Nun hat man allerdings auch jetzt schon Spiritus auf rein chemischem Wege aus Holz darzustellen gewußt. Und zwar nicht nur den giftigen Methylnalkohol, dessen Ursprungsprodukt (über den Salzteer) der Holzessig ist, sondern auch den echten Äthylalkohol, aus dem unser Trinkbranntwein besteht. Man verwandelt da durch Kochen mit verdünnter Schwefelsäure unter Druck (und nachträgliches Neutralisieren) auch Holz in gärfähigen Zucker, der sonst übrigens ungenießbar ist. Aus diesem Zucker gewinnt man durch Vergärung und Destillation Alkohol. Aber es scheint denn doch, daß die Ausbeute oder der Geschmack soviel zu wünschen übrig lassen, daß sich diese Fabrikationsart nur in ganz wenigen Gegenden und Betrieben einbürgern konnte. Sonst sind noch heute Getreide und Kartoffeln neben ein wenig Melasse die einzigen Grundstoffe für die Spiritusfabrikation.

Schon wenn es gelänge, dafür die auf dem oben vorgeschlagenen „biologischen Wege“ erzeugten Gärzuckeremengen als vollen Ersatz zur Verfügung zu stellen, wäre der Menschheit ein gewaltiger Dienst getan. Lernen wir also auch einmal von den verachteten Termiten!

Das andere Ich.

Von Felix Rohmer.

Dreimal hörte Dixon seinen Namen von der Wachtstätte rufen: „William, hallo! William! William!“ Zweimal drehte er sich auf die andere Seite und versuchte, weiterzuschlafen. Es war ja auch Wahnsinn; wer sollte sich jetzt mitten in der Nacht, und mehr als drei Meilen vom Lager hier herumtreiben? Beim drittenmal jedoch sprang er mit einem gotteslästerlichen Fluch empor, riß die Türe auf und starrte in die sternenklare Nacht hinaus. Der Mond war groß und rund, die Straße schimmerte in seinem Licht wie ein silbergraues Seidenband, ein ganz sanfter, warmer Wind strich von den Hängen der Mahadeoberge herab. Keine Menschenseele zu sehen weit und breit, nicht die Spur eines lebenden Wesens.

Dixon lehnte sich einen Augenblick an den Türrahmen und überlegte. Der Klang seines Namens lag ihm noch im Ohr. Es mußte trotzdem eine Täuschung sein. Aber wieviel Whisky hatten sie denn getrunken am Abend? Es war doch nicht mehr als üblich gewesen.

Kopfschüttelnd ging er wieder in die baufällige, kleine Hütte hinein. Kaum hatte er die Türe geschlossen, als er wieder seinen Namen nennen hörte, diesmal ganz deutlich und aus allernächster Nähe — es konnte nicht mehr als die Dicke einer Wand zwischen ihm und dem unbekanntem Rufer sein: „Dixon, William Dixon, hallooo!“

Den Leutnant überließ ein Kräfteln, ein quälendes Gefühl der Angst, das er nicht kannte und das ihm die Eingeweide im Leib durcheinanderzuwerfen schien. Er stieß seinen laut schnarchenden, ganz in das Moskitonez eingewickelten Kameraden mit dem Fuß an: „Cranly, um Gottes willen, mach auf!“ Der rothhaarige Ire stranzte endlich, als Dixon ihn heftiger schüttelte, erhob er sich taumelnd, noch trunken vom Schlaf: „Was ist los in des Teufels Namen?“ fragte er böse und mißlaunig.

„Höre“ flüsterte Dixon und legte den Zeigefinger warnend auf die Lippen. Wieder tönte es von draußen: „Dixon . . . William Dixon!“

„Der ruft nun schon eine Viertelstunde,“ sagte Dixon, „eben war ich draußen, aber da ist niemand zu sehen — willst du nicht mal nachschauen?“

Cranly lockerte wortlos den Revolver im Gürtel und öffnete mit einem Ruck die Türe. Ein Windstoß warf sie hinter ihm ins Schloß. Gleich darauf hörte Dixon das Gemurmel zweier Stimmen. „Also doch ein Mensch von Fleisch und Blut,“ dachte er beruhigt und wunderte sich, wo er vorher wohl seine Augen gehabt haben mochte. Die Türe öffnete sich aufs neue und ließ mit dem Ire zugleich einen Fremden herein, einen breitschultrigen Mann von Dixons Größe, dessen Gesicht in dem trostlosen Licht eines kümmerlichen Kerzenstumpfes nicht zu erkennen war. „Noch ein William Dixon,“ sagte Cranly mit breitem Lachen. „Kolonel hier irgendwo in der Nachbarschaft, in Jabalpur, nicht wahr? Sucht ein paar Kameraden als Gesellschaft für die Nacht, muß morgen weiterreiten — Pferd draußen angepflökt. Tiger sind ja hier nicht — den letzten schoß Beary vor fünf Jahren!“

Er lachte noch immer über den so plötzlich auftauchenden Namensvetter. Der Fremde hing nach leichter, grüßender Bewegung des Kopfes von Uniformmantel an die Wand. Da er keine Miene machte, dem Leutnant die Hand zu reichen, so beschränkte sich auch dieser, etwas verlezt, auf eine kurze, halbwegs militärische Verbeugung.

„Karten sind da und etwas Whisky auch noch,“ sagte der Ire und rieb sich ganz vergnügt die Augen. „Nimm sie bald herum — ich glaube, wir vertreiben uns mit einem Spielchen die paar Stunden — schlafen kann man doch nicht mehr.“

„Gerne,“ sagte der Fremde, und es war das erste Wort, das Dixon von ihm hörte nach seinem Eintritt. Es genügte, die leise, unbestimmte Angst von vorher wieder aufzurütteln — die Stimme hatte eine so seltsame Ähnlichkeit mit seiner eigenen. Rasch sah man am Tisch, das Gesicht des Fremden war von dem neben ihm hängenden Mantel so überschattet, daß seine Züge unbedeutlich wurden und in den wechselnden Schatten des flackernden Lichtes verschwammen.

Die Karten lagen bereit, und Whisky auch, und nach noch nicht fünf Minuten war das Spiel in vollem Gange. Man sprach wenig, der Fremde fast gar nichts. William Dixon hielt die Bank und gewann. Dann hielt der Fremde die Bank, und William Dixon gewann. Dann übernahm Cranly die Bank — aber das Glück blieb dem Leutnant treu und auf seinem Plaze lag schon ein ansehnliches Häuflein von Silber- und Goldmünzen.

Der Ire war ein prächtiger Kerl, aber wenn er verlor, dann liebte er es, seinen Kameraden zu frokeln. Sie hatten vor ein paar Jahren noch gemeinsam das Eton-College besucht, und Cranly wußte aus dieser Zeit, daß Dixon eine fast romantische Liebe zu der schönen Tochter des Subrektors Gray in seinem Herzen hegte, eine jugendliche Leidenschaft, die drei Jahre in Indien nicht hatten erlösen können. Ihn selbst hatte das wirklich hübsche Mädel ein paarmal sehr übel abfallen lassen, und so war er immer noch ein bißchen neidisch auf den begünstigteren Kameraden.

Als Cranly deshalb zum zweitenmal die Bank abgeben mußte, ohne auch nur einen einzigen Schlag gewonnen zu haben, kniff er plötzlich spöttisch das eine Auge zusammen und sang mit krähennder Stimme:

„William Dixon liebt, o weh,
immer noch die Rosy Gray.
Im Traum küßt er ihr Angesicht —
ja, alte Liebe rostet nicht!“

Dixon lächelte gutmütig, er pflegte auf solche Anzuspinnungen nicht zu reagieren. Der Fremde aber warf plötzlich mit einer ungestümen Bewegung die Karten auf den Tisch und schrie:

„Hören Sie auf mit dem verdamnten Unsinn, ich verbitte mir solche Anpöbeleien — das sind ungehörige Einmischungen in private Angelegenheiten!“

Cranly blieb der Mund vor Überraschung offen stehen. Endlich schlug er sich schallend auf die Schenkel und brach in ein unbändiges Gelächter aus.

„Aber das ist ja köstlich, Kolonel! Herrgott nochmals, ich meine Sie doch gar nicht. Ich meine ja Ihren Namensvetter hier, meinen alten Rumpanen William. Oder haben Sie etwa auch eine Verliebte die Rosy Gray heißt?“

Und noch immer lachend über die offenbare Verwechslung begann er aufs neue:

„. . . Im Traum küßt er ihr Angesicht —
ja, alte Liebe rostet nicht . . .“

Aber er hatte noch nicht zu Ende gesungen, als der Fremde mit einem jähen Griff den Revolver aus der Tasche riß, ein Bliß, ein Knall, und ehe William Dixon dem Fremden in die Arme fallen konnte, ehe er überhaupt recht wußte, was los war, lag Cranly auf dem Boden, Blut sickerte aus seiner Schläfe, und sein Körper ballte sich in einem wilden, schmerzhaften Krampf zusammen.

William Dixon kniete neben dem Vermundeten nieder, aber er sah bald, daß da jede Hilfe zu spät kam, daß Cranly tot war, ehe er auch nur einen Schmerzenslaut hatte ausstoßen können. Zornig und erschüttert von dem blutigen Ereignis, wollte Dixon dem Fremden die Waffe abnehmen, ihm erklären, daß er vorläufig sein Gefangener sei. Aber der Mann war verschwunden, auch sein Mantel hing nicht mehr an der Wand. Dixon stürzte wie ein Rasender hinaus — es war niemand zu sehen, trotzdem es schon lichte Morgendämmerung war und man kilometerweit vollkommen freien Umblick hatte.

Da packte ihn ein ungeheures Entsetzen. Er wagte sich nicht mehr zurück zu dem Toten, sondern lief, wie er ging und stand, ohne Mühe, mit offenem Uniformrock in dem bald einsetzenden glühenden Sonnenlicht den meilenweiten Weg zum Lager, meldete sich beim Oberst und erzählte in wirren, abgerissenen Worten den ganzen, furchtbaren Vorfall. Er hatte kaum geendet, als er ohnmächtig zusammenbrach.

Ein kleines Detachement wurde sofort abgefordert, um Cranlys Leiche zu holen und die Umgebung genau abzufuchen. Das Resultat war vernichtend! . . . Es fand sich nicht der geringste Unhaltspunkt dafür, daß ein Fremder die Hütte innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden betreten haben konnte. Ein William Dixon in Jabalpur war vollkommen unbekannt — überhaupt gab es keinen zweiten dieses Namens im ganzen Bereiche des britischen Militärs in Indien. Wohl aber wurde festgestellt, daß Dixon aus seinem Dienstrevolver einen Schuß abgegeben haben mußte und daß die Kugel, die man aus dem zertrümmerten Schädel von Cranly herausnahm, aus einem englischen Armeerevolver stammte.

William Dixon war aus angesehenen Familie und verfügte über sehr hohe und mächtige Gönner. Sonst hätte er zweifellos wegen Totschlages im Affekt lange Jahre hinter Zuchthausmauern verbringen müssen. Wie die Verhältnisse lagen und weil man seine enge Freundschaft mit Cranly kannte, wurde festgestellt, daß er die Tat in einem plötzlichen Anfall geistiger Unmachtung begangen habe. So wurde Dixon mit dem nächsten Heimtransport nach England geschickt und in einem Irrenhaus in Leiceister untergebracht. Dort hat er sich in einem unbewachten Augenblick erhängt, auf den Tagen genau ein Jahr nach jenem Vorfall im Herzen Indiens.

Wettfahrt mit Tod und Teufel.

Von Christian Leden.

Orkane auf hoher See können selbst die modernen Riesen der Weltmeere schwer jägen, wie wir erst vor kurzem wieder melden mußten. Noch gefährlicher aber ist die Gewalt des Windes auf offener See für primitive Fahrzeuge. Einen solchen Fall schildert der Nordlandforscher Christian Leden in seinem mit Hochspannung geladenen Abenteuerbuch „über Kivats Gletscher“ (Brothaus 13 Mark). Der tollkühne Gelehrte war im kleinen Boot mit einer Eskimobefahrung in See gestochen, um der Nachwelt in erster Stunde die Kultur eines sterbenden Volkes zu überliefern, als ihn der Sturm überfällt. Er erzählt:

Der Westwind dämpft die Dünung, die vom Sturm der letzten Tage übrig ist. Es wird bald ruhig genug, um im Ofen Feuer zum Kochen anzulegen. Später nimmt der Westwind zu, so daß wir schnell vorwärts kommen und der Gischt am Bug aufschäumt.

Die Sonne scheint und hebt unsere Laune. Vielleicht kommen wir doch noch bis Aksharnik, ehe der See zufriert. Den klaren Tag muß ich benützen, um den Sonnenstand aufzunehmen und herauszubringen, wo wir eigentlich sind.

Gegen 1 Uhr mittags — wir sitzen gerade bei Tisch, trinken Kaffee — verbirgt sich die Sonne hinter dunklen, unheimlichen Wolken. Bisher hatte heute keiner von uns auch nur eine einzige Wolke gesehen, wir hatten mit Sonnenschein bis zum Abend gerechnet.

Zugleich fällt auch der Wind ab; die Segel hängen schlaff in den Rahen. Ganz verdukt sieht einer den andern an; der Zauberer macht ein paar vielsagende Gebärden und ruft „Tornak“ — „Der böse Geist!“ Er ist aufgeregt und leichenblau. Mit einemmal springt wieder Wind in die Segel, daß es nur so klatscht, und im Tauwerk geht ein Pfeifen los, als gäben alle Teufel da oben ein Konzert. Donald schleudert die Kaffeetasse fort und schreit aufspringend einige schmetternde kurze Kommandos. Im Nu ist die Mannschaft am Großsegel. Es ist keine Kleinigkeit, die Segel einzuholen, wenn alles steif vom Frost ist.

Und nun geht es los! — Es knackt in Mast und Rumpf. Der Kompaß tanzt mit dem Sturm um die Wette — rundherum. Eine Weile bläst es aus Südost und dreht dann nach Nordost. Der Sturm wühlt in der See, das Wasser rollt berg- hoch auf uns zu. Donald nimmt Orsak das

Ruder aus der Hand. Alle spähen nach dem Land, obgleich sie genau wissen, daß hier weit und breit kein Hafen ist. Wir sind in Seenot, das Boot fängt schon an, Wasser einzunehmen. Die Eskimos werden ganz ernst und verstummen. Jetzt steht alles in Donalds und der Meeresgöttin „Nudliajok“ Händen. Donald steht am Steuer, zitternd vor Schreck und Frost. Im schwierigsten Fahrwasser hat uns der Sturm überfallen.

So lange es irgend geht, schreibe ich an meinem Tagebuch, um selber kaltes Blut zu bewahren und auf die andern beruhigend zu wirken. Mehr als zwei Mann können nicht zugleich an den Pumpen arbeiten, und Donald, unser bester Seemann, will keinem andern das Ruder überlassen. Die übrigen haben nichts zu tun, als zu warten, bis die Reihe zum Pumpen wieder an sie kommt. Der Himmel wird immer finsterner. Ein Schneesturm zieht auf; bald sehen wir kaum noch ein paar Bootslängen vor uns. Sturm und Wasser toben. Ein Abgrund tut sich neben uns auf; im gleichen Augenblick bricht eine Sturzsee jäh über uns herein, wirft mich und noch einige Mann um und spült uns über die Fracht hin; ein paar von uns sind nahe daran, über Bord zu gehen. Wir greifen in die Taue, mit denen die Versenning über der Last festgepurt ist, und halten uns krampfhaft fest. Eine neue Sturzsee — das Boot wird mit einem Ruck hochgehoben und legt sich auf die andere Seite. Wie durch ein Wunder läuft dabei der größte Teil des Wassers von selbst wieder über Bord. Das Ganze hat nur ein paar Sekunden gedauert. Durchnäht mit Seewasser von außen und mit Schweiß von innen, arbeiten wir abwechselnd an den Pumpen mit einer Anstrengung, deren nur Menschen fähig sind, die um ihr Leben kämpfen.

Die See kocht und schäumt, unter den wütenden Stößen des Orkans zu Dunst zerstäubt. — Festhalten! Eine neue mächtige Sturzsee bricht donnernd über uns her. Auf einer Schäre festgefahren! Jetzt ist es zu Ende. — Eine noch größere Sturzsee stürzt über uns weg. Markerschütterndes Weibergeschrei! Rasenden Teufeln gleich branden und rütteln die Wogen am Boot. Es steigt hoch und wird vorwärtsgerworfen, wie von einer Explosion. Wir sind wieder in tiefem Fahrwasser. An den Pumpen wird wie befehen gearbeitet. Noch schwimmt unser Boot — aber das kann nicht mehr lange dauern.

Ein Häuflein Menschen in nassen Pelzkleidern wehrt sich mit der Kraft der Verzweiflung seines Lebens. In Schneesturm und Finsternis, beladen mit Kisten und Fellsäcken, bahnen sich die Schiffsbrüchigen mühsam über felsigen Strand, durch Gisch und Brandung einen Weg von ihrem Wrack zur öden Küste. Männer und Frauen kämpfen Seite an Seite einen Kampf auf Leben und Tod mit den unerbittlichen Naturgewalten.

Die Brandung brüllt gleich einem Chor böser Geister, und der Orkan peitscht den sich abquälenden Menschen unbarmherzig den körnigen Schnee in die Augen. Sie schwanken unter ihren schweren Lasten, stürzen auf den vom ewigen Auf und Ab der Wellen glattgeschliffenen Felsen, stoßen sich wund und blutig — aber immer wieder richten sie sich auf und arbeiten sich weiter vorwärts.

Das Morgengrauen bricht an und macht dieser Nacht des Entsetzens ein Ende; die hungrige, todmüde Schar aber beißt die Zähne zusammen und setzt den Kampf fort — acht Stunden lang ohne Unterbrechung.

Der größte Teil der Lebensmittel ging über Bord. Von der Ausrüstung war vieles schon verdorben, noch ehe nach langem, erbittertem Ringen die kleine Schute, von einer mächtigen Sturzsee erfasst, an ihren letzten Ankerplatz geschleudert wurde.

Der karge Rest an Lebensmitteln und Ausrüstung wird mit Ehrfurcht und Pietät behandelt, als wären es Kelch und Hostie. Nachdem das letzte Stück an Land gerettet ist, werden über den armeligen Haufen Segel und Versenningen gebreitet und sorgsam mit großen Steinen beschwert.

Mit übermenschlichem Kraftaufwand versuchen wir dann, das Wrack aus dem Bereich der Brandung weiter auf den Strand zu ziehen. Nur ein einziger Anker ist uns geblieben — der kleinste. Der große Anker mit seiner dicken Eisenkette liegt draußen auf dem Grunde des Meeres in Lee eines Inselchens — ein stummer Zeuge der unwiderstehlichen Wucht von Sturm und Wogen.

Die vielen Löcher im Boden und in der einen Bordwand verraten, daß die Schute mehr als einmal auf Grund stieß, ehe sie endlich mit gewaltigem Krachen auf das Festland geworfen wurde.

Mit Riemen aus Walrohhaut, die fest um große Steine geschlungen werden, vertäuen wir das Wrack an Land.

Schaumweiß, gleich den Zungen geifernder Teufel, lecken die Brandungen weit empor am Strand, als wollten sie den letzten Rest des jämmerlichen Wracks verschlingen.

Endlich ist alles getan, alles gerettet, was von Boot und Ladung übrigblieb. Todmüde, hungrige Menschen schleppen sich mühsam zu ihren Fellszelten.

Drinnen liegen einige primitive Waffen und kümmerlicher Hausrat. Eine Anzahl Tierfelle und Renntierfelldecken, alle voll Schnee und steif gefroren, müssen als Bettzeug dienen. Stumme Gestalten sitzen im Kreis und klopfen auf die gefrorenen Renntierfelle mit Stöcken aus Treibholz und Bein. Die Eiskruste schält sich ab und der Reif stäubt in kleinen Wolken auf; die Pelze weichen auf und werden zum Schlaflager ausgebreitet. Männer und Weiber, jung und alt, kriechen unter die Decken, dicht aneinandergedrängt, um sich gegenseitig zu wärmen. Am einen Ende der Britsche, die als gemeinames Bett dient, liegen einige Kinder und alte Frauen. Sie schlafen schon seit mehreren Stunden, denn in dem Kampf mit der brüllenden Brandung draußen beim Wrack konnten sie doch nicht helfen.

Bald schwinden alle Leiden und Plagen aus dem Bewußtsein in einem tiefen, langen Schlummer — nur das Gehirn eines weißen Mannes ist noch lebhaft wach und arbeitet fieberhaft trotz aller Müdigkeit der Glieder.

Das also ist das Ende? — Schiffbruch an verlassener, öder Küste, Tausende von Kilometern abseits der zivilisierten Welt. Nur Lebensmittel für ein paar Wochen sind gerettet und einige Feuerwaffen und Instrumente. Was man sonst sein eigen nannte, alles hat die See verschlungen. Das ist nun die Frucht aller Mühe, alles Strebens, der Lohn für tausend Strapazen und Entbehrungen!

Hoffnungslos! Es ist sinnlos, dem Schicksal zu trotzen. Wofür noch leben und sich quälen? Wozu? Der Tod wäre so leicht gewesen. Warum so jäh um das Leben kämpfen? Steh doch auf und leg dich draußen in den Schnee zum letzten Schlaf! Der Schneesturm wird dich mit seinem weißen Tuch zudecken und du wirst alles Grams und Kummers ledig sein. —

Warum hielt man sich so krampfhaft fest, als die Sturzseen wie rasende Raubtiere über einen herfielen? Warum warf man sich nicht selbst der hungrigen See in die Arme? Statt dessen spähte man irren Auges und der Verzweiflung nahe nach einem Hafen aus, als der Orkan am mächtigsten tobte und man jeden Augenblick das Ende erwarten konnte. Als der Tod winkend zur Seite stand und einen aus diesem Elend entführen wollte, da schwitzte man an den Pumpen, um das Boot flottzuhalten. Warum? Da wollte man leben — das Dasein hatte Wert — es gab so vieles, was man noch zu vollbringen hoffte. Nun aber, da wir, wundersam genug, dem Tod entronnen sind, scheint das Leben sinnlos. Wie sollst du nun zu Ende bringen, weswegen du ausgezogen bist? Die Ausrüstung liegt auf dem Grunde des Meeres, und das wenige, was blieb, ist zerbrochen — ein Trümmerhaufen.

Da hockt der Böse im Dunkeln und grinst schadenfroh.

Endlich kommt der süße Schlaf wie ein Engel der Barmherzigkeit und betäubt die fieberheißen Gedanken.

Die Fruchtbarkeit der Vulkanasche.

Nicht nur im Volksglauben, sondern auch in den Kreisen der Wissenschaft galten lange die Lavamassen und auch der Aschenregen als außerordentlich fruchtbar. Dies war mit der Hauptgrund, daß die Menschen sich immer wieder in die Nähe der Vulkane wagten und sich dort anbauen. Woher nun die durch den guten Pflanzenwuchs anscheinend ermiesene besondere Fruchtbarkeit der Lava und der Vulkanasche kam, ist lange Zeit durch die Wissenschaft nicht einwandfrei festgestellt worden. Man nahm an, daß das unipare Wachstum im allgemeinen durch Düngestoffe veranlaßt wurde, die der Boden durch die Asche zugeführt bekam. Diese Theorie bestritt nun zum Teil der amerikanische Forscher und Professor der Botanik Robert Briggs auf das energischste. Briggs hat bekanntlich im Auftrage der amerikanischen Geographischen Gesellschaft das gewaltige Vulkangebiet des Katmai auf der Halbinsel Alaska in jahrelanger Arbeit studiert. Er hat auch mit der dort in gewaltigen Massen aufgefundenen Vulkanasche genaue Versuche und chemische Analysen vorgenommen. Auch er hatte beobachtet, daß der Pflanzenwuchs, der durch die oft 25 Meter hohe Aschenbedeckung fast völlig vernichtet war, schon zwei Jahre darauf wieder üppig sproßte. Das Gras stand höher als je vor dem Aschenregen, und selbst die wild wachsenden Früchte zeigten eine Größe, die man bisher nicht beobachtet hatte.

Trotzdem ist er der Ansicht, daß der Glaube an die besondere Fruchtbarkeit der Vulkanasche ein Irrtum ist. Für die Vulkanlava, die aus flüssigem Basalt besteht, gibt er die Fruchtbarkeit zwar zu, da die fruchttragende Kraft des Bodens, der aus verwittertem Basalt besteht, allgemein bekannt ist. Der Trugschluß liegt nun aber darin, daß man bisher meist annahm, die Aschenmassen seien von derselben Gesteinskonstruktion wie die Basaltlavaflüsse. Gerade die Forschungen des Professor Briggs zeigen nun aber, daß die Eruptivgesteine einen außerordentlich mannigfachen Charakter aufweisen können. Es gibt Eruptivgesteine, die alle Bestandteile eines fetten Bodens enthalten, aber es gibt auch andere, die ebenso unfruchtbar sind wie reiner Sand. Gerade die Vulkanasche am Katmai zeigte im Wesentlichen bei der Analyse eine Zusammensetzung, die etwa dem Granit entsprach, also einen durchaus unfruchtbaren Boden bildete.

Aber diesen chemischen Untersuchungen stand die unleugbare Tatsache eines starken, neuen Pflanzenwuchses, einer nach dem Ausbruch besonders üppigen Vegetation gegenüber. Prof. Briggs unternahm deshalb noch besondere Versuche mit Pflanzenkulturen, indem er in einzelnen Gläsern Weizenfasern großzog. Dabei ergab sich, daß die in Vulkanasche gepflanzten Weizenschößlinge genau so schnell rot wurden und aus Mangel an Nahrungstoffen eingingen, wie die Vergleichspflanzen, die in reinen Quarzsand gesät waren. Erst durch die Hinzufügung von Düngesalzen, von Stickstoff, Kali und Phosphor ließ sich ein normales Wachstum der Pflanzen erzielen.

Prof. Briggs stand also vor einem Rätsel, denn trotz der Unfruchtbarkeit der Vulkanasche war nicht zu leugnen, daß das Gras doppelt so hoch stand wie früher, und die Brombeeren doppelt so groß waren wie vor dem Aschenfall. Briggs suchte deshalb die Ursache für diese Förderung des Pflanzenwuchses nicht mehr in der Beschaffenheit der Asche, sondern in einer anderen Wirkung, die sie auf das Pflanzenwachstum ausübte. Er behauptet nun, daß diese Wirkung die gleiche sei, wie etwa beim Strohmist. Die kleineren, nicht so lebenskräftigen Pflanzen wurden durch die Asche niedergehalten und zerstört. Nur die schnellwachsenden und besonders lebenskräftigen konnten die Aschenschicht durchdringen und sich so am Leben erhalten. Auf diese Art war zunächst eine gewisse verstärkte natürliche Auslese eingetreten, die nur den besonders lebenskräftigen Pflanzen das Gedeihen ermöglichte. Diese Pflanzen fanden nun aber auch noch günstigere Wachstumsbedingungen, da ihnen keine kleinen Konkurrenten die Nahrungstoffe des Bodens streitig machten. Die Erklärung ist zwar einleuchtend und wahrscheinlich, dürfte aber doch wohl kaum genügen, um beispielsweise das üppig wuchernde Gras der Wiesen zu erklären. Prof. Briggs führt zum Beweise seiner Theorie das Beispiel eines Baumes an, der zwanzig Jahre lang mühsam um sein Dasein gekämpft hatte und nur sehr langsam gewachsen war. Während der ganzen Zeit hatte sein Stamm nur einen Durchmesser von 16 Millimeter erreicht. Als nun der Ausbruch kam und der Aschenregen rings um ihn herum den Pflanzenwuchs vernichtete, kam für ihn die Periode einer besonders günstigen Gelegenheit zur Ausnützung der vorhandenen Bodenkraft, die ihm das Gesträuch und Gestrüpp bisher geraubt hatten, und er entwickelte in den kommenden Jahren fünfmal soviel Holz wie früher. Im Zeitraum von vier Jahren hatte er den in zwanzig Jahren erworbenen Durchmesser mehr als verdoppelt. Für diesen Einzelfall ist die Erklärung gemiß zutreffend. Aber auf dem Wiesenlande liegen die Dinge eben anders, oder wenigstens glaubte man bisher, daß sie anders liegen. Prof. Briggs behauptet aber nun, daß auch für das Wachsen der Gräser auf den Wiesen daselbe gelte: daß durch Versuche nachgewiesen sei, daß der Wettkampf dicht zusammenstehender Gewächse, auch der Gräser einer Wiese, in außerordentlichem Maße wachstumshindernd wirke. Seine Untersuchungen ergaben denn auch, daß nicht, wie man ursprünglich glaubte, die üppig wuchernden Wiesengräser ihren Ursprung aus Samen in der Aschenzone selbst genommen hatten, sondern daß auch die neuen Pflanzen unmittelbar aus alten Wurzeln stammten und die Aschenschicht durchbrochen hatten. Durch die Forschungen des Prof. Briggs ist das Problem der Fruchtbarkeit der Vulkanaschenden, wenn auch noch nicht völlig geklärt, so doch einen großen Schritt seiner Klärung näher gebracht worden. Sie zeigen zum mindesten, daß auch in der Gegend des Aschenregens die Schädigung des Pflanzenwuchses durch einen Ausbruch niemals so groß ist, wie es ursprünglich den Anschein hat, da stets nach ein oder zwei Jahren eine neue, meist üppigere Vegetation aus der Asche entsteht.